

De Gruyter Studium
Sprachwissenschaft

Ludger Hoffmann (Hrsg.)

Sprachwissenschaft

Ein Reader

4., aktualisierte und erweiterte Auflage

De Gruyter

Trotz intensiver Bemühungen war es dem Verlag und dem Herausgeber nicht möglich, für alle abgedruckten Beiträge die Inhaber des Urheberrechts zu ermitteln. Die Urheber bzw. ihre Erben werden freundlich gebeten, sich gegebenenfalls mit dem Verlag in Verbindung zu setzen.

ISBN 978-3-11-058295-6

e-ISBN (PDF) 978-3-11-058897-2

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-059105-7

Library of Congress Control Number: 2018952982

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2019 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Satz/Konvertierung: Datagroup-Int SRL/Timișoara, Romania

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Vorwort zur 1. Auflage

Vielleicht haben wir bisher den innern Werth der Sprache viel zu wenig geschätzt, und es kann uns damit gehen, wie einem Künstler mit seinem Werkzeuge, womit er lange Zeit mühsam arbeitete, und sich kaum sein Brodt erwarb; bis er endlich darauf fiel, die innre Natur des Werkzeuges selbst zu untersuchen, und in derselben einen kostbaren Edelgestein fand, der ihn aller fernern Mühe gänzlich überhob, und ihm zeigte, daß das Werkzeug, womit er arbeitete, an sich selber edler war, als alle Kunstwerke, die er damit hervorgebracht hatte.

(Karl Philipp Moritz, *Deutsche Sprachlehre für die Damen*, 1781)

Die Systeme haben nicht allein den Nutzen, daß man ordentlich über Sachen denkt, nach einem gewissen Plan, sondern, daß man überhaupt über Sachen denkt, der letztere Nutzen ist unstreitig größer als der erstere.

(Georg Christoph Lichtenberg, *Sudelbücher* E.24, 1775)

Am besten informiert man sich aus erster Hand. Dies Buch führt direkt zu klassischen Texten oder Autoren der Sprachwissenschaft und ihres Umfelds. Was Humboldt, de Saussure, Bühler und andere geschrieben haben, wird auf lange Sicht zum Fundament gehören. Die Haltbarkeit des Aktuellen ist ungewiß. Einschätzen kann sie nur, wer die Geschichte der Probleme und Lösungsversuche kennt.

Das Studium der Klassiker ist nicht immer leicht, aber lohnend. Noch ihre Nebenbemerkungen waren oft Anlaß für Richtungswechsel der Forschung. Den Aufsätzen und Auszügen wurden knapp orientierende Einleitungen mit Literatur für die Weiterarbeit, ferner Texte mit Überblickscharakter an die Seite gestellt. Das breite Spektrum soll die Problemlagen, Konzeptionen und Arbeitsfelder der Sprachwissenschaft vermitteln, zu Vergleich, Kritik und Vertiefung anregen. Gegenüber Beiträgen mit ‚So-ist-es-Standpunkt‘ wurden argumentative und gesprächsanregende Texte bevorzugt. Beanspruchtes Vorwissen, Komplexität, Länge, Kohärenz des Ganzen, fehlende Abdruckerlaubnis oder der Praxistest im Seminar ließen Texte – darunter hoch geschätzte – ausscheiden.

Der Reader¹ beginnt klassisch mit Sprachtheorien (Kapitel A) und gliedert sich dann in die Phänomenbereiche Handlung (B), Diskurs (C),-Laut (D), Wort (E), Satz (F), Bedeutung (G); der Anhang (H) enthält Lautinventare und eine Beschreibung der Papua-Sprache *Yale*, zur Vertiefung von D-F.

Viele Beiträge nehmen direkt oder indirekt, kritisch oder fortführend aufeinander Bezug (z.B. de Saussure auf Paul, Bühler auf de Saussure, Searle auf Austin, Wittgenstein und Grice, Vennemann/Jacobs auf Hockett, Lakoff/Johnson auf den Rest der Welt). Diskussionsstränge zum Spracherwerb (Bühler, Wittgenstein, Chomsky, Ehlich (B), Jakobson), zur Frage nach der Bedeutung und dem Verhältnis von Sprache und Welt, Sprache und Denken, Sprache und Gesellschaft, zur Systematik der Sprachmittel,-zu-Universalien etc. durchziehen das Buch und laden zur Teilnahme ein.

Am ehesten bietet sich die Lektüre und Diskussion in Seminaren oder Arbeitsgruppen an, aber auch ein Selbststudium ist möglich.² Der Stoff geht über die üblichen Einführungskurse hinaus. Das Buch ist auch in mehrsemestrigen oder vertiefenden Veranstaltungen, in Tutorien, Lektürekursen oder für Hausarbeiten zu nutzen, für Prüfungen oder in der Praxis, von allen, die mehr über Sprache wissen wollen.

Wie dies geschieht, bleibt den Interessen der Lernenden und der Phantasie der Lehrenden überlassen. Nirgendwo steht, daß man (deduktiv) mit den Sprachtheorien aus Kapitel A oder mit Humboldt anfangen muß. Nach einem Einstieg in ein Problemfeld, einer Aufarbeitung eigener Spracherfahrungen oder einer ersten Gesprächsanalyse können Theorieblöcke eingeschoben werden. Man kann mit der Formseite (Laut, Wort, Satz) beginnen, mit dem strukturalistischen Zugang, der für viele Theorien grundlegend war (de Saussure, Martinet, Trubetzkoy, Hockett (E, F), Tesnière, Bierwisch), aber auch mit den funktionalen Ansätzen in B und C oder ganz anders. Ferner enthält das Buch Sprachdaten mit Aufgabencharakter (in C, E, H).

¹ Die Textgestalt entspricht – von der Korrektur offenkundiger Errata abgesehen – dem Original. Orthographische Eigenheiten, interne Verweise und Numerierungen sind geblieben. Herausgebereinschübe sind durch ‚[xyz]‘, Auslassungen durch ‚[...]‘ markiert. Auszügen wurden nur die auf sie bezogenen Literaturangaben hinzugefügt.

² Wer Sprachwissenschaft betreibt, kann ein terminologisches Wörterbuch gebrauchen: H. Glück (Hg.) (2005³), Metzler Lexikon Sprache, Stuttgart: Metzler oder H. Bußmann (2008⁴), Lexikon der Sprachwissenschaft, Stuttgart: Kröner.

Der Weg zur aktuellen Diskussion führt über die linguistischen Zeitschriften. Man muß sie selbst kennenlernen.

Die meisten Texte sind in der Praxis erprobt; dafür danke ich den ausgeschlafenen Studierenden meiner Hamburger Grundkurse.

Hamburg, Sommer 1996

Ludger Hoffmann

Vorwort zur 2., verbesserten Auflage

In der zweiten Auflage sind Druckfehler korrigiert und einige Aktualisierungen vorgenommen worden. Textbestand und Seitenumbruch sind unverändert. Für Korrekturhinweise danke ich Frederike Eggs und Patricia Szuy.

Das Ziel des Readers bleibt die Hinführung zu klassischen Texten der Sprachwissenschaft und zugleich zur neueren Fachliteratur. Er soll zeigen, welche Fragen die Disziplin zusammenhalten und wo Lösungen zu suchen sind. Interessant wird es erst, wenn das Selbstverständlichste – die Alltagssprache – zum Problem geworden ist. Wenn man die Vielfalt der Formen sieht, in denen die Sprachen Wissen übermitteln. Wenn man zeigen kann, warum und wozu jemand etwas so gesagt hat, wie er/sie es gesagt hat. Wer dies erfahren hat, wird sich der Faszination dieser Disziplin kaum entziehen können.

Der Reader ist sehr gut aufgenommen worden. Er hat sich in einführenden Lehrveranstaltungen wie im Selbststudium zur Vorbereitung auf Zwischen- und Abschlußprüfungen bewährt. In – idealerweise vierstündigen oder zweistemestrigen – Grundkursen können einige der grundlegenden und der erweiternden Texte gemeinsam erarbeitet und diskutiert werden. Alle lesen den Text, und eine studentische Kleingruppe stellt ihn kurz vor (etwa 10 Minuten). Kleingruppe und Dozent(in) bereiten die Präsentation in einem Gespräch vor, wobei Fragen zum Text, seine zentralen Gedanken und die Form einer anregenden Präsentation erörtert werden. Die Textpräsentation ist eingebaut in Überblicke (Dozent(in)) und Übungen zur Phonem-, Morphem-, Satz- und Diskursanalyse. Zusätzlich können von den Studierenden eigene Aufnahmen (Wegauskunft, Talkshow, Arbeitsgruppengespräch u.a.) angefertigt, im Ausschnitt verschriftet und ausgewertet werden. Wünschenswert ist ein Tutorium zur Nacharbeit und Vertiefung.

In einem solchen Kurs erscheint Linguistik nicht als Katalog von Termini und Definitionen, die abgefragt und wieder vergessen werden können, sondern als konzentrierte Auseinandersetzung mit einer Sache, die jede(n) angeht. Hier haben eigenständiges Lesen und Erarbeiten wie zündende mündliche Präsentation und argumentative Auseinandersetzung ihren Ort.

Praktisch erprobt sind auch andere Formen: der Lektürekurs mit einer thematischen Gruppe von Texten, die Vorlesung zur neueren Sprachwissenschaft mit dem Reader als Vorlage oder die Arbeit mit einem Einführungsbuch, die durch Texte aus dem Reader ergänzt wird.

Dortmund, im Februar 2000

Ludger Hoffmann

Vorwort zur 3., aktualisierten und erweiterten Auflage

14 Jahre nach dem Erscheinen dieses Buches erscheint nun eine stärker veränderte Version. Neuere Theorien im Bereich der Grammatik waren zu berücksichtigen. Spracherwerb und Interkulturalität spielen in der aktuellen Diskussion des Fachs und der Öffentlichkeit eine noch größere Rolle und haben in diesem Buch eine stärkere Gewichtung erfahren. Gesellschaftliche Mehrsprachigkeit wird endlich wahrgenommen und die Abkehr von monolingualen Orientierungen steht auch in den Schulen auf der Tagesordnung.

Bachelor-Studiengänge ziehen eine kompaktere Studienweise nach sich, erfordern gleichwohl eine Kenntnis auch der Fachgrundlagen und eigenständiges Erarbeiten von Grundtexten einer Wissenschaft. Eine veränderte Studienorganisation darf nicht dazu führen, den Lernenden Wissen nurmehr in ausgedünnter Form zu servieren. Auch und gerade wer auf Anwendung aus ist, braucht ein solides theoretisches Fundament.

Solche Erfahrungen haben mich als Herausgeber bewegt, das Buch in einigen Teilen umzuarbeiten, damit es seine positiven Wirkungen unverändert weiter entfalten kann. Zum einen wurden die eher didaktischen Texte und der Anteil von Aufgaben verstärkt, damit ein Einsatz in Grundveranstaltungen erleichtert wird. Andererseits bleibt es beim pluralistischen Prinzip und beim Zugang über klassische Texte. Neu aufgenommen wurde etwa Leonard Bloomfield, dessen Buch „Language“ zu den bedeutendsten der Sprachwissenschaft gehört. Es werden gegenwärtig diskutierte Ansätze vermittelt (beispielsweise das Verhältnis von Sprache und Kultur (Tomasello (Kapitel A), Günthner, Heeschen, Rehbein), die Prototypensemantik (Löbner), die Grammatikalisierungsforschung, (Haspelmath) die Optimalitätstheorie (Müller), die Konstruktionsgrammatik (Goldberg, Tomasello (F)).

Ein Reader dieser Art muss in Bewegung bleiben, um im Studium etwas bewegen zu können. Auch das Neue – ob eingestanden oder nicht – beruht auf klassischen Ansätzen. Wer daran die richtigen Fragen und die wissenschaftliche Haltung der Kritik lernt, Zugang zu den Originalen findet, hat viel gewonnen und wird auch die Grenzen des bloß Modischen leichter erkennen.

Der Reader kann mit den grundlegenden Texten (in den Anfangsteilen der Kapitel) zur Einführung genutzt werden. Er kann auch mit den weiteren Texten in Lektürekursen, zur Vertiefung oder zur Prüfungsvorbereitung in höheren Studienphasen eingesetzt werden. Wünschenswert ist, dass der Einstieg durch Lehrende oder Tutorien begleitet wird. Es kann direkt an den Texten

diskutiert werden, in denen durch das Buch hindurch verschiedene *rote Fäden* verfolgt werden. Möglich ist auch, dass Kurzpräsentationen (in gemeinsamer Vorbereitung) entstehen, so dass kritische, Thesen und Begründungen herausarbeitende Lektüre und nicht zuletzt die Vermittlung von Ideen und Gedankengängen gelernt werden.

Im Zentrum stehen Leitfragen wie: Was ist Sprache? Ist sie charakteristisch für den Menschen? Wie verhält sie sich zur Natur, wie zur Kultur? Wie ist sie aufgebaut und wie sind Formen und Funktionen aufeinander bezogen? Wie kann das Kind sich eine oder mehrere Sprachen aneignen? Nach welchen Prinzipien funktioniert sprachliche Kommunikation? Inwiefern können wir verstehen, was jemand meint?

Auf meiner Homepage finden sich Materialien, die den Reader ergänzen:
<http://home.edo.uni-dortmund.de/~hoffmann/Reader.html>
<http://home.edo.uni-dortmund.de/~hoffmann/Biblio.html>
<http://home.edo.uni-dortmund.de/~hoffmann/Links.html>

Auch für diese Ausgabe gilt: Ich habe viel von den Dortmunder Studierenden und Doktoranden gelernt, die ich in meinen Dank ebenso einschlieÙe wie Kolleginnen und Kollegen aus dem Fach und Herrn Prof. Dr. Heiko Hartmann und Frau Susanne Rade vom Verlag de Gruyter. Für Hilfe bei den Korrekturen danke ich Jasmin Hirschberg.

Dortmund, Frühling 2010

Ludger Hoffmann

Vorwort zur 4., aktualisierten und erweiterten Auflage

In der vierten Auflage kann der Reader weiterhin seine Aufgabe, Studierende mit grundlegenden Ideen und Theorien der Sprachwissenschaft vertraut zu machen und so eine Grundlage für das Studium zu liefern, erfüllen. Zu diesem Zwecke wurde das Buch ergänzt durch Texte von John Locke, Roman Jakobson und Lirim Selmani im Theoriekapitel A; ferner wurde der Text von Löbner im Semantikkapitel G um seine Darstellung der Frames-Theorie ergänzt.

Kooperation und Kritik bestimmen die wissenschaftliche Praxis. Kapitel H enthält nun einen Ausschnitt der linguistischen Diskussion um die Thesen von Everett zu den Pirahã, die die Linguistik seit 2005 bewegt. Das neue Kapitel H führt Studierenden praktisch vor, dass die Sprachwissenschaft sich auch durch eine Streitkultur auszeichnet, und wie Argumentationen aufgebaut sind und was entscheidende Begründungen sein können.

Auch die Einleitungen und Literaturangaben zu den Kapiteln sind aktualisiert worden.

Das Buch kann weiter etwa in vierstündigen Einführungsveranstaltungen, in Theorieseminaren und für Diskussionen klassischer Ansätze eingesetzt werden, wie es im Vorwort zur zweiten Auflage skizziert ist. Es kann natürlich auch zu Selbststudium und Prüfungsvorbereitung dienen. Gerade in Zeiten verschulter Studiengänge und scheinbar abrufbar bereitstehenden linguistischen Wissens kann ein solcher Reader breite Perspektiven auf das eröffnen, was Sprache, sprachwissenschaftliche Diskussion und Theoriebildung ausmacht. Zugleich können die Beiträge ein Bild vom Menschen und seinen sprachlichen Fähigkeiten, seinem mehrsprachigen Potential und seinen kommunikativen Bewegungsformen vermitteln. Das schließt ein, Verhältnisse wie das zwischen Sprache und Erkennen, Sprache und Denken, Sprache und Kultur, Sprache und Wissensorganisation, Sprache und Gesellschaft, Sprache und Gehirn systematisch mit zu berücksichtigen. Wer nur auf die Sprache sieht, sieht nichts. Eine eng dogmatische oder reduktionistische Sicht auf die menschliche Sprache ist für das linguistische Projekt schädlich. Die Sprachen der Welt und das menschliche Sprachvermögen, die Prägung des gesellschaftlichen Handelns durch sprachliche Mittel bleiben eine große Herausforderung für alle, die Sprachwissenschaft oder einzelne Philologien betreiben.

Mein Dank gilt den Studierenden und Promovierenden, Kolleginnen und Kollegen verschiedener Hochschulen aus dem In- und Ausland für ihre Fra-

XII

gen, Anregungen und Diskussionsbeiträge. Der Reader ist, wie wissenschaftliche Praxis, auch ein Gemeinschaftsprodukt und wird es bleiben.

Dortmund, im Frühjahr 2018

Ludger Hoffmann

Inhalt

A. Sprachtheorien

| | |
|--|-----|
| Das Kapitel im Überblick | 1 |
| <i>John Locke</i> (1689/1976) Über den menschlichen Verstand | 22 |
| <i>Wilhelm von Humboldt</i> (1824-1826/1968) Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus | 28 |
| <i>Hermann Paul</i> (1880/1920) Prinzipien der Sprachgeschichte: Allgemeines über das Wesen der Sprachentwicklung | 48 |
| <i>Ferdinand de Saussure</i> (1916/1931) Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft: • Der Gegenstand der Sprachwissenschaft • Die Natur des sprachlichen Zeichens • Statische und evolutive Sprachwissenschaft • Syntagmatische und assoziative Beziehungen | 62 |
| <i>Leonard Bloomfield</i> (1933/1935/2001) Die Sprache: Kapitel 2. Die Verwendung der Sprache | 81 |
| <i>Karl Bühler</i> (1934) Sprachtheorie: • Das Organonmodell der Sprache • Sprechhandlung und Sprachwerk; Sprechakt und Sprachgebilde • Das Zeigfeld der Sprache und die Zeigwörter • Die Origo des Zeigfelds und ihre Markierung | 107 |
| <i>Ludwig Wittgenstein</i> (1958/2017) Philosophische Untersuchungen: Kap. 1, 2, 8–11, 17–18, 21, 23–25, 43, 65–67 | 128 |
| <i>Charles W. Morris</i> (1938/1972) Grundlagen der Zeichentheorie: Semiotik | 135 |
| <i>Noam Chomsky</i> (1987/1996) Probleme sprachlichen Wissens: I. Ein Rahmen für die Diskussion .. | 137 |

| | |
|--|-----|
| <i>Michael Tomasello</i> (1999/2002) Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens: Kulturelle Kognition | 153 |
| <i>Roman Jakobson</i> (1960/1979) Linguistik und Poetik | 170 |
| <i>Lirim Selmani</i> (2019) Die arabische linguistische Tradition | 192 |
| <i>Wolfgang Klein</i> (2001) Typen und Konzepte des Spracherwerbs | 219 |
| B. Sprache und Handlung | |
| Das Kapitel im Überblick | 243 |
| <i>John L. Austin</i> (1962/1968) Performative und konstatierende Äußerung | 252 |
| <i>John R. Searle</i> (1971/1974) Was ist ein Sprechakt? | 263 |
| <i>H. Paul Grice</i> (1975/1979) Logik und Konversation | 283 |
| <i>Konrad Ehlich</i> (1999/2007) Funktionale Pragmatik – Terme, Themen und Methoden | 303 |
| C. Diskurs und Interaktion | |
| Das Kapitel im Überblick | 321 |
| <i>Konrad Ehlich</i> (1984) Sprechhandlungsanalyse | 331 |
| <i>Jörg Bergmann</i> (1995) Ethnomethodologische Konversationsanalyse | 347 |
| <i>Harvey Sacks</i> (1971/1971) Das Erzählen von Geschichten innerhalb von Unterhaltungen | 364 |
| <i>Susanne Günthner</i> (1993) Strategien interkultureller Kommunikation. Das Konzept der Kontextualisierung. Kontextualisierungskonventionen und interkulturelle Kommunikation | 372 |

| | |
|--|-----|
| <i>Jochen Rehbein</i> (1986) Institutioneller Ablauf und interkulturelle Mißverständnisse in der Allgemeinpraxis. Diskursanalytische Aspekte der Arzt-Patienten-Kommunikation | 389 |
| <i>Ludger Hoffmann</i> (1996) Transkriptbeispiel: Kommunikation in der Strafverhandlung | 433 |
| <i>Angelika Redder</i> (1994) Transkriptbeispiel: Alltagserzählung: „Anruf in der Uni“ | 436 |
| D. Laute, Töne, Schriftzeichen | |
| Das Kapitel im Überblick | 441 |
| <i>André Martinet</i> (1960/1963) Grundzüge der Allgemeinen Sprachwissenschaft: · Die zweifache Gliederung (double articulation) der Sprache · Die sprachlichen Grundeinheiten · Die artikulatorische Phonetik · Die Transkriptionen · Die Stimmritze (Glottis) · Die Vokale · Die Konsonanten · Die Silbe. | 456 |
| <i>T. Alan Hall</i> (2000/2011) Phonologie: · Phonologische Grundbegriffe: das Phonem · Distinktive Merkmale. | 464 |
| <i>Nikolai Sergejewitsch Trubetzkoy</i> (1939/1977) Grundzüge der Phonologie: · Einleitung · Phonologie: Vorbemerkungen · Phonologie: Die Unterscheidungslehre | 475 |
| <i>Bernd Pompino-Marschall</i> (1994/2009) Einführung in die Phonetik: · Die suprasegmentale Struktur laut- sprachlicher Äußerungen · Das Deutsche · Akustik der gesprochenen Sprache | 492 |
| <i>Peter Eisenberg</i> (1996) Das deutsche Schriftsystem | 518 |
| <i>William Labov</i> (1968/1972) Die Widerspiegelung sozialer Prozesse in sprachlichen Strukturen . . . | 527 |
| <i>Ludger Hoffmann</i> (1996) Artikulationsorgane, Artikulationsstellen, exemplarische Lautklassifikationen | 541 |

| | |
|--|-----|
| <i>IPA</i> (2015/2017) The international phonetic alphabet (revised to 2015) | 543 |
| E. Wortform und Wortstruktur | |
| Das Kapitel im Überblick | 545 |
| <i>Heinrich Weber</i> (1970/1990) Einführung in die Morphemik | 560 |
| <i>Leonard Bloomfield</i> (1933/1935/2001) Die Sprache: Kapitel 10. Grammatische Formen | 591 |
| <i>Theo Vennemann/Joachim Jacobs</i> (1982) Sprache und Grammatik: Morphologie | 606 |
| <i>Edward Sapir</i> (1931/1961) Die Sprache: Form und Sprache | 616 |
| <i>Jean Aitchison</i> (1987/1997) Wörter im Kopf: Globbernde Matratzen. Das Erzeugen neuer Wörter . | 634 |
| <i>Robert H. Robins</i> (1966) The development of the word class system of the European grammatical tradition. | 648 |
| F. Grammatik von Satz und Äußerung | |
| Das Kapitel im Überblick | 667 |
| <i>Hermann Paul</i> (1919) Deutsche Grammatik III: · Einleitung · Aufbau des einfachen Satzes . | 689 |
| <i>Otto Behaghel</i> (1932) Deutsche Syntax IV: · Die Wortstellung · Allgemeines | 698 |
| <i>Ursula Klenk</i> (2003) Generative Syntax: 1. Konstituentenstrukturen | 703 |
| <i>Charles F. Hockett</i> (1958) A Course in Modern Linguistics: Immediate Constituents | 718 |
| <i>Lucien Tesnière</i> (1959/1980) Grundzüge der strukturalen Syntax: · Konnexion · Die Struktur des einfachen Satzes · Junktion · Translation | 727 |

| | |
|--|-----|
| <i>N. Chomsky</i> (1988/1996) | |
| Probleme sprachlichen Wissens III: Prinzipien der Sprachstruktur I . . . | 753 |
| <i>G. Müller</i> (2002) | |
| Verletzbare Regeln in Straßenverkehr und Syntax | 762 |
| <i>L. Hoffmann</i> (2003) | |
| Funktionale Syntax: Prinzipien und Prozeduren | 779 |
| <i>Adele E. Goldberg</i> (2003) | |
| Constructions: a new theoretical approach to language | 812 |
| <i>Michael Tomasello</i> (2006) | |
| Konstruktionsgrammatik und früher Erstspracherwerb | 825 |
| <i>Martin Haspelmath</i> (2002) | |
| Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik | 846 |
| <i>Joseph H. Greenberg</i> (1963/1969) | |
| Typologie der grundlegenden Wortstellung • Verteilung der Grund-Stellungstypen • Weitere allgemeine Aussagen [Universalien] | 869 |
| G. Bedeutung | |
| Das Kapitel im Überblick | 877 |
| <i>John Lyons</i> (1991) | |
| Bedeutungstheorien: • Die Referenztheorie • Die Ideationstheorie • Verhaltenstheorie der Bedeutung und behavioristische Semantik • Strukturelle Semantik • Bedeutung und Gebrauch • Wahrheitsbedingungen – Theorien der Bedeutung | 890 |
| <i>Manfred Bierwisch</i> (1969) | |
| Strukturelle Semantik | 909 |
| <i>Dieter Wunderlich</i> (1974) | |
| Grundlagen der Linguistik: Zur Explikation von Sinnrelationen | 924 |
| <i>Dieter Wunderlich</i> (1980) | |
| Arbeitsbuch Semantik: • Lexikalische Feldanalyse • Lexikalische Felder • Arbeitsaufgaben . . | 934 |

| | |
|---|-------------|
| <i>George P. Lakoff/Mark L. Johnson (1980/2014)</i> | |
| Leben in Metaphern: | |
| 1. Konzepte, nach denen wir leben 2. Die Systematik metaphorischer Konzepte 3. Metaphorische Systematik: Beleuchten und Verbergen | |
| 4. Orientierungsmetaphern | 946 |
| <i>Sebastian Löbner (2003/2015)</i> | |
| Semantik: • Prototypentheorie • Frames | 962 |
| <i>Gottlob Frege (1906/1978)</i> | |
| Einleitung in die Logik | 1003 |
| <i>Ernst Tugendhat/Ursula Wolf (1983)</i> | |
| Logisch-semantische Propädeutik: Wahrheit. | 1008 |
| <i>Helmut Frosch (1996)</i> | |
| Montage- und Kategorialgrammatik | 1016 |
| H. Linguistische Diskussion | |
| Das Kapitel im Überblick | 1031 |
| <i>Daniel L. Everett (2005)</i> | |
| Cultural Constraints on Grammar and Cognition in Pirahã | |
| Another Look at the Design Features of Human Language | 1038 |
| • Comments (<i>Stephen C. Levinson, Andrew Pawley, Michael Tomasello</i>) (2005) | 1072 |
| • Reply (<i>Daniel L. Everett</i>) (2005) | 1078 |
| Quellenverzeichnis | 1088 |

A. Sprachtheorien

Das Kapitel im Überblick

Über Sprache denken wir erst nach, wenn sie uns zum Problem wird. Dann können wir Äußerungen hören oder lesen wie

- (1) Ich weiß nicht, was du meinst.
- (2) Wie ist dieser Satz zu verstehen?
- (3) Was bedeutet *Phänomenologie*?
- (4) [Schule:] Ausdruck: mangelhaft.
- (5) [Schule:] Sprich in ganzen Sätzen!
- (6) Mir liegt es auf der Zunge.
- (7) Sprachen sind nun mal nicht logisch.
- (8) Das Wort *Selektion* darf man nicht benutzen.
- (9) Es heißt nicht *größer wie*, sondern *größer als*.

Hinter solchen Äußerungen stecken Annahmen oder Fragen, die auch in der Sprachwissenschaft eine Rolle spielen. Letztlich muss die Wissenschaft mit dem vermittelt sein, was wir schon über unsere Sprache wissen, sie kommt aus der Anschauung. Ihre Aufgabe ist es aber, die Oberfläche des Wahrnehmbaren zu durchdringen und systematisches Wissen bereit zu stellen, das Erklärungen liefert. Aber was ist denn eine Einzelsprache wie Deutsch: Auch eine Einzelsprache wirft Probleme auf: die Summe oder die Schnittmenge seiner Dialekte, die Hochsprache? Gehören Alt-, Mittel- und Frühneuhochdeutsch dazu? Wissenschaftlich ist nicht einmal ausgemacht, was unter *Sprache* zu verstehen ist, beispielsweise:

- die Menge der Sprachen in der Welt und das, was sie gemeinsam haben;
- die menschliche Sprachfähigkeit (Kompetenz) mit ihren biologischen und gesellschaftlich-kulturellen Voraussetzungen;
- der Sprachaufbau, ein System von Zeichen oder Ausdrücken;
- eine Menge von Sätzen;
- die Gesamtheit der beobachtbaren Äußerungen, die Reaktionen auslösen;
- ein an die menschlichen und gesellschaftlichen Bedürfnisse angepasstes, im Gebrauch entwickeltes und auf kommunikative Zwecke zugeschnittenes Verständigungsmittel;

- ein Werkzeug des Geistes, geformt durch seine Aufgaben im Denken, das für die Kodierung von Information über sprachunabhängige Gegenstände genutzt werden kann;
- ein Code, der die sprachunabhängig gegebenen Gegenstände vermitteln kann;
- ein Charakteristikum des Menschen, das Anteil hat am Denken, menschlichen Erkennen der Welt und am kooperativen Austausch.

Die Sprachtheorien, die im vorliegenden Kapitel präsentiert werden und die Diskussion bestimmen, geben unterschiedliche Antworten. Einige konzentrieren sich auf einen wichtigen Aspekt wie z. B. die Grammatik, andere bewegen sich in einem anthropologischen Rahmen (vgl. Christiansen/Kirby 2003, Hoffmann 2007, 2009, 2011).

Die beiden ersten Texte des Kapitels enthalten zwei gegensätzliche Auffassungen von Sprache. John Locke (1632-1704) war ein Arzt, Philosoph und enzyklopädisch Gelehrter, der zu den wichtigen Figuren der Aufklärung, des Empirismus und des Liberalismus gehörte. Der Verstand ist für ihn eine leere Tafel, es gibt keine ‚eingeborenen Ideen‘, Sinneseindrücke und Reflexion sind entscheidend. Locke setzt in der Sprachphilosophie der Neuzeit einen Anfang und entwickelt seine Sprachauffassung im Blick auf Aristoteles („Organon“, „Poetik“, „Rhetorik“: Der *Logos*, Vernunft und sprachliche Formung, erschließt das Sein) und Augustinus („De Magistro“ (388 n.Chr.): „Obwohl jedoch dem Zeichen zwei Momente innewohnen, der Klang und die Bezeichnungsfunktion, erfassen wir den Klang gewiss nicht durch das Zeichen, sondern dadurch, dass er selbst auf das Ohr trifft, die Bezeichnungsfunktion aber durch den Anblick der Sache, die bezeichnet wird“ (2010: 10, 34). Was wir lernen, lernen wir an den Sachen; die Zeichen kommen danach, erinnern an das, was wir bereits wissen, ohne Zugang zur Sache können Wörter nichts bedeuten. Die Sachen sind vorgängig, werden sprachunabhängig erfahren. Wörter bezeichnen Ideen des jeweiligen Sprechers und er braucht Sprache, um seine Ideen problemlos ‚codieren‘ und übermitteln zu können. Glücklicherweise hat Gott dem Menschen Sprachorgane gegeben, die artikulierte Laute hervorbringen können. Wörter, die keine Ideen bezeichnen, sind ohne Bedeutung, sie können nur mentale Akte ausdrücken, etwa die Kopula *sein* als Verbindung von Ideen.

Im Gegensatz dazu verdeutlicht Wilhelm von Humboldt (1767-1835), welche Tiefendimension eine Untersuchung der Natur der Sprache und des Sprachbaus hat. Der Mensch ist durch seine Sprachlichkeit bestimmt, Sprache ist kein beliebiger Code zur Übermittlung von Informationen, Gedanken sind sprachbestimmt. Er schließt an Überlegungen von Herder („Abhand-

lung über den Ursprung der Sprache“, 1772) an und bezieht eine Gegenposition zu René Descartes (1596-1650), Thomas Hobbes (1588-1679) und John Locke. Besonders folgenreich waren Humboldts Ausführungen zum Verhältnis von Sprache und Denken, zur Frage, ob dem Geist sprachlich Grenzen gesetzt sind bzw. ob die Sprache nicht eigentlich das Denken mit hervorbringt. Die menschliche Rede ist personal – durch ein Ich und ein Du fundiert –, Sprache hat dialogischen Charakter. Das Verb verortet das Gesagte in der Wirklichkeit, das Sprechen ist eine schöpferische Synthese, Sprache eine „Thätigkeit (enérgeia)“. Das griechische Wort *enérgeia* (latein. *actus*) bezeichnet die wirksame Tätigkeit auf der Basis einer Fähigkeit (*dýnamis*) (vgl. die Philosophie von Aristoteles).

„Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (ergon), sondern eine Thätigkeit (energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische seyn. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen.“ (Humboldt 1963: 418)

Bis heute wird das Verhältnis zwischen Sprache und Denken diskutiert (vgl. Seebaß 1981; zu Humboldt Trabant 1990, 2012). Für Humboldt ist das gelingende Verstehen angesichts der Individualität der Sprechenden ein zentrales Problem, das die hermeneutisch fundierte Sprachwissenschaft, zu der auch die Pragmatik gehört, bis heute umtreibt. Humboldts Texte zeigen dialektische Bewegungen und Paradoxien, sein Werk (auch seine zahlreichen Grammatiken) ist bis heute nicht erschöpfend rezipiert, was der Sprachwissenschaft zum Nachteil gereicht.

Der kanadische Philosoph Charles Taylor (2017) sieht die sprachphilosophische Diskussion bestimmt durch zwei Hauptstränge, die sich dann vor allem im 20. Jahrhundert, in dem die Sprache in den Mittelpunkt rückt, gelegentlich verstricken:

- a) die „Rahmentheorie“ (Hobbes, Locke, Condillac): Der Mensch lässt sich unabhängig von der Sprache mit seinen geistigen Fähigkeiten und seiner Vorstellungskraft beschreiben, die Sprache wird bestimmt durch ihren Bezug auf unabhängige Ideen und Vorstellungen, sie erlaubt Kommunikation, Denken von Allgemeinem und Klassen, die Wörter werden den Gegenständen durch Vermittlung der Ideen zugeordnet. Sprache codiert. Die Ideen des menschlichen Geistes repräsentieren eine äußere Realität, sie tragen Wissen bei Korrespondenz mit der Realität. Die Wörter werden

gemäß den Ideen den Wirklichkeitselementen zugeordnet, etikettieren sie. Die Zeichenfunktion ist willkürlich (arbiträr) und unbegründet.

- b) die „Konstitutionstheorie“ (Hamann (1730-1788), Herder (1744-1803), Humboldt), die Sprache unmittelbar in der menschlichen Praxis und im menschlichen Bewusstsein verortet und damit Erkenntnis und Reflexion erlaubt; Sprache ist nicht länger verdinglichtes Zeichen, Bedeutung ist nur holistisch zu fassen, das Wort wird im Netz der ganzen Sprache, in Verbindung mit anderen Wörtern verstanden. Der Mensch ist in einem Maße sprachbestimmt, das ihn auch von der Tierwelt abhebt, der eine solche, das Bewusstsein und die Kooperation prägende, „enaktive“ Sprache nicht zugänglich ist. Sprache schafft ein neues Bewusstsein (Herder), neue, autonome Bedeutungen und Normen, ermöglicht figurative Rede (etwa mit Metaphern, die sprachlich verdeutlichen können), soziale Geltung (Institutionen) und Richtigkeit. Sprache erweitert sich permanent in ihrer Ausdruckskraft und Reichweite.

Es ist reizvoll zu versuchen, die sprachtheoretischen Positionen des Kapitels A den beiden Typen zuzuordnen.

Zur Sprachtheorie der Romantik gehört wie Humboldt Jacob Grimm (1785-1863) der mit seinen sprachgeschichtlichen Arbeiten, seiner großen deutschen Grammatik und dem mit seinem Bruder Wilhelm initiierten Wörterbuch als Begründer der Germanistik gilt. Seine Leistungen bestimmten die Sprachwissenschaft langfristig als historisch-vergleichendes, textbezogenes Projekt. Der Bezug zur Philosophie war durch atomistisches Faktensammeln, Idealisieren und Analogisieren weniger eng.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeichnete sich eine Orientierung am Paradigma der erfolgreichen Naturwissenschaften ab. Nicht mehr das Verstehen von Sprache, sondern Sprache als „Organismus“, die Darstellung ihrer Anatomie, ihrer physischen und mechanischen Gesetzmäßigkeiten standen im Zentrum der Forschungen von Franz Bopp und anderen; Sprachen wurden typologisch und genetisch-evolutiv klassifiziert (Schleicher), die Etymologie erlebte eine Blüte, man suchte nach der indogermanischen Ursprache.

Viele halten Hermann Paul (1846-1921) für den bedeutendsten Sprachtheoretiker nach Humboldt. Aus dem berühmten Werk „Prinzipien der Sprachgeschichte“ (zuerst 1880) von Hermann Paul ist hier das erste Kapitel wiedergegeben. Paul wird der Schule der *Junggrammatiker* (Brugmann, Delbrück, Osthoff, Sievers, Verner, Behaghel) zugerechnet, die sich auf die beobachtbare, psychophysische Sprechfähigkeit des Individuums konzentrierte, Abstraktionen und Spekulationen der Vorläufer zu vermeiden suchte. Die

Lautstruktur galt als wichtigste und als autonome Beschreibungsebene und für sie wurden (nach naturwissenschaftlichem Vorbild) als ausnahmslos geltende Gesetze angenommen. Zentraler Gegenstand war die Beschreibung des Sprachwandels und seiner Ursachen im Individuum, die zu einem „neuen Usus“, neuen Gebrauchsformen führen. Der Positivismus und die Beschränkung auf gegebene Fakten mögen den Junggrammatikern vorgeworfen werden, ihre empirischen Leistungen (darunter die „Deutsche Grammatik“ und die Prinzipienlehre Pauls) haben bis heute Bestand.

Mit dem Strukturalismus beginnt für viele die moderne Sprachwissenschaft. Seine Auffassung von Sprache als Zeichensystem, in dem für jede sprachliche Einheit der Wert im System entscheidend ist, sein Zeichenkonzept, seine dichotomischen Ordnungsprinzipien (*langue – parole, signifiant – signifié, synchron – diachron, syntagmatisch – paradigmatisch (assoziativ)*) gehen auf Ferdinand de Saussure (1857-1913) bzw. die Rezeption seiner postum als „Cours de linguistique générale“ von seinen Schülern publizierten Vorlesungen zurück. Einen Auszug daraus enthält das vorliegende Kapitel. Eine zweisprachige Ausgabe hat P. Wunderli bereitgestellt (de Saussure 2013).

Heute wissen wir, dass viele Ideen des „Cours“ bereits zu seiner Zeit nicht neu waren (vgl. v. d. Gabelentz 1969: Einleitung von Coseriu); so konstatiert schon der historisch orientierte H. Paul für den Sprachwissenschaftler:

„Der Beschreibung von Zuständen wird er nicht entraten können, da er es mit grossen Komplexen von gleichzeitig nebeneinander liegenden Elementen zu tun hat.“ (H. Paul 1920:29 und in diesem Band)

Dies klingt bereits strukturalistisch. Es ändert aber an der Wirkung des „Cours“ ebenso wenig wie die Tatsache, dass den Herausgebern offenbar verfälschende Eingriffe (etwa zugunsten eines Primats der „langue“ (des Sprachsystems), der deduktiven Methode) zur Last gelegt werden können. Der „authentische Saussure“ sei eher historisch und hermeneutisch orientiert gewesen und habe in wichtigen Punkten an die Humboldtsche Tradition angeknüpft (vgl. Jäger 2007).

Im von Leonard Bloomfield (1887-1948) geprägten amerikanischen Strukturalismus dominiert die *Distributionsanalyse*, die möglichst präzise Untersuchung der Verteilung sprachlicher Ausdrücke im Verhältnis zu ihrer Umgebung (vgl. Bloomfield, in diesem Kapitel, sowie Hockett im Kapitel F, ferner Harris 1951 und die Texte in Bense/Haberland/Eisenberg 1972). Im Zentrum standen strikt empirische Zugänge, fundiert durch behavioristisch geprägte Überlegungen zum Sprachverhalten des Individuums, die – der Text von Bloomfield zeigt es – reflektierter waren, als es spätere Kritiker (wie

Chomsky 1959, der sich exemplarisch (nicht immer gerecht) mit Skinner auseinandersetzt) erkennen ließen. Bloomfield wendet sich gegen eine bestimmte Art psychologischer Deutung von Äußerungen und sieht keine Möglichkeit eines materialistischen Zugangs zu den das Sprachverhalten fundierenden Prozessen im Nervensystem. (Aktuelle bildgebende Verfahren zeigen immerhin, in welcher Vielfalt bestimmte Gehirnsektionen an Sprachproduktion und Sprachrezeption beteiligt sind, welche Rolle Neuronengruppen spielen; außerdem haben wir (im Rahmen der Epigenetik) heute einen neuen Zugang zur Plastizität des menschlichen Gehirns.) Bloomfield plädiert mit seinem berühmten Beispiel von Jill und Jack dafür, das materiell Beobachtbare ins Zentrum zu stellen und sieht den Spracherwerb als Übernahme von Reaktionen Anderer. Bedeutung wird von Bloomfield in spezifischer Weise als Gebrauchssituation gefasst, von der öfter behaupteten „Bedeutungsfeindlichkeit“ kann nicht die Rede sein, wenngleich die mentale Seite des Sprach- bzw. Weltwissens ausgeblendet wird. Bei de Saussure war – anders als im amerikanischen Strukturalismus – das Zeichenkonzept noch ein mentales. Ein Gegenprogramm zu Bloomfield ist insbesondere der Ansatz von Chomsky (in diesem Kapitel), der weitgehend auf Zugänge zur Bedeutung, auf Semantik verzichtet.

Am Strukturalismus mag man mancherlei kritisch sehen: etwa die Vorgängigkeit des Sprachsystems gegenüber der individuellen Sprachtätigkeit, die Unklarheit im Verhältnis Individuum - Gesellschaft, das Zeichenkonzept. Andererseits haben de Saussure, Bloomfield, Hockett, Jakobson ein empirisches und methodologisches Fundament gelegt, das auch heute zu den Grundlagen der Sprach- und Kulturwissenschaften gehört. Die funktionale Seite der Sprache, ihre kommunikative Rolle haben die Strukturalisten der Prager Schule (Mathesius, Vachek, Trubetzkoy, Jakobson) stärker betont und insbesondere in die Analyse des Lautsystems wie des Schriftsystems eingebracht (vgl. Kap. D).

An Diskussionen der Prager Schule war auch der Sprachpsychologe Karl Bühler (1879-1963) beteiligt, der den Handlungsaspekt wie die mentale Seite der Sprache in besonderer Weise zur Geltung gebracht hat. Zwar ist er in seinem Zeichenkonzept noch der Tradition verhaftet; seine Lehre von den sprachlichen Grundfunktionen („Ausdrucks-, Appell-, Darstellungsfunktion“) zielt aber schon auf eine Fundierung der Sprache im Handeln und auf die Überwindung statischer Zeichenauffassungen. Für ihn ist Sprache ein „Werkzeug“, ein „Organon“ - nicht in einem instrumentalistischen Sinn, sondern als durch seine Aufgaben „geformtes Gerät“:

„Werkzeug und Sprache gehören nach alter Einsicht zum Menschlichsten am Menschen: Homo faber gebraucht gewählte und ausgeformte Dinge als Zeug und das Zoon politikón setzt Sprache ein im Verkehr mit Seinesgleichen. (...) Die Sprache ist dem Werkzeug verwandt; auch sie gehört zu den Geräten des Lebens, ist ein Organon wie das dingliche Gerät, das leibesfremde materielle Zwischending; die Sprache ist wie das Werkzeug ein *geformter Mittler*. Nun sind es nicht die materiellen Dinge, die auf den sprachlichen Mittler reagieren, sondern es sind die lebenden Wesen, mit denen wir verkehren.“ (Bühler 1934: XXI)

Der Auszug aus Bühlers Text in diesem Buch zeigt nicht nur seine zukunftsweisende handlungsorientierte Sprachauffassung, sondern auch den pragmatischen Zugriff auf sprachliche Mittel. Innovativ war seine Analyse der Ausdrücke des „Zeigfelds“. Mit deiktischen Ausdrücken wie *ich, hier jetzt* wird der Hörer in seiner Orientierungstätigkeit vom Sprecher ausgehend vom ‚Nullpunkt‘, der „Origo“ des Zeigfelds, auf Raumbereiche und Zeitintervalle hingelenkt (zur Deixis weiterführend: Ehlich 2007). Anders als Bühler betrachtet man die Anapher, das traditionelle Pronomen der 3. Person (*er, sie es*), heute kaum mehr als deiktisch, sondern als fortführend (vgl. Ehlich 2007, Hoffmann, Kap. F, in diesem Band, 2016). Für Bühlers Zeichenkonzept wichtig ist das Prinzip der „abstraktiven Relevanz“: An der Erscheinung des Zeichens (etwa eines Lautes) sind nur bestimmte Aspekte des Wahrnehmbaren relevant (etwa für die Bedeutungsunterscheidung), vgl. dazu den Phonembegriff Trubetzkoy's (Kap. D). Hingegen besagt die „apperzeptive Ergänzung“, dass wir mehr zu hören und durch mentale Verarbeitung zu erschließen haben, als gesagt wurde. An Bühler knüpft auch Ehlich (Kap. B) an. Die Texte von Bühler und de Saussure bieten sich zu kritischen Vergleichen an.

Zu den Begründern der Pragmatik gehört neben Bühler der Philosoph Ludwig Wittgenstein (1889-1951) mit seinen „Philosophischen Untersuchungen“, aus denen hier einschlägige Auszüge abgedruckt sind. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auch nur eine knappe Interpretation der außerordentlich tiefen Aphorismen Wittgensteins zu liefern (einführend: Schulte 1989a; v. Savigny 1974, 1996; Glock 2000).

In seinem ersten Hauptwerk, dem „Tractatus logico-philosophicus“ (1921/1989), hatte Wittgenstein den Zweck der Philosophie in der „logischen Klärung der Gedanken“ (4.112.) gesehen. Philosophie sollte die Grenzen des Sag- und Denkbaren umreißen. Was gesagt werden kann, ist durch die Sprache begrenzt; was nicht ausdrückbar ist, kann allenfalls gezeigt werden. „Der Satz *zeigt* die logische Form der Wirklichkeit“ (4.121). Die Sprachanalyse ist zu leisten durch eine „Zeichensprache ... die der *logischen* Gram-

matik - der logischen Syntax gehorcht" (3.325) (vgl. als Kommentar Tetens 2009). Dies wurde der Ansatzpunkt einer *Philosophie der idealen Sprache*. Logiker wie Tarski, Carnap, Reichenbach, Davidson haben die Idee einer logischen Rekonstruktion aufgegriffen und in der Form einer wahrheitsfundierte Semantik entwickelt (vgl. Kapitel G: Frege, Tugendhat/Wolf, Frosch). In den postum erschienenen „Philosophischen Untersuchungen“ (abgeschlossen bis etwa 1949) entwickelt Wittgenstein eine Position, die sich von der des Augustinus absetzt und die *Philosophie der normalen Sprache* begründet. Die Schwierigkeit des Textes liegt darin, dass er sich mit imaginären Gegnern (auch mit eigenen früheren Anschauungen) auseinandersetzt. Kritisch beleuchtet er Auffassungen wie

- (10) Sprache dient dazu, über die Welt zu reden;
- (11) Wörter bezeichnen Gegenstände;
- (12) Der Sinn eines Satz ist der damit bezeichnete Sachverhalt;
- (13) Eine geeignete Sprachlogik bzw. Konstruktsprache klärt die philosophischen Probleme.

Wittgenstein sieht Sprache nicht mehr als Kalkül, sondern als Sprachspiel. Bereits de Saussure hatte die Spielmetapher auf Sprache angewendet: So wie die Figuren eines Schachspiels erst durch das Spiel ihren Wert erhalten, ist es mit sprachlichen Elementen, etwa den Lauten im Lautsystem. Wittgenstein hingegen fasst die Einbettung des Sprechens in eine Lebensform als „Sprachspiel“. Das Konzept des Sprachspiels entwickelt er an sehr einfachen Fällen des Spracherwerbs und einer Kommunikation zwischen Baumeister und Gehilfen, die das Verhältnis zwischen Sprache, Handlung und Äußerungsumständen sinnfällig machen. Konstitutiv für Sprachspiele sind „Regeln“, die in gemeinsamer Praxis erlernt werden und denen man unbewusst folgt. Auch ohne gemeinsames, definierendes Merkmal können Gegenstände einem Ausdruck zugeordnet sein, oft genügen „Familienähnlichkeiten“, wie er am *Spiel* zeigt (vgl. *Schachspiel, Sprachspiel, Fußballspiel, Waldspiel, Konstruktionsspiel* etc.). Er lehnt eine Theoriebildung ebenso ab wie eine Erklärung sprachlicher Bedeutung. Er verschiebt die Frage nach der Bedeutung auf die jede Sprache fundierende „Lebensform“, die Praxis einer Sprachgemeinschaft. Auf deren Folie ist – ausgehend von Eigennamen - ‚Bedeutung‘ als Regel des Gebrauchs zu explizieren. Wenn Wittgenstein Sprache als „Werkzeug“ (§ 11) oder „Instrument“ (§ 569) charakterisiert, so ist damit eine Sprachauffassung gemeint, die Bedeutung und Gebrauch in der Weise verbindet, dass die Bedeutung durch Betrachten des Gebrauchs offenbar wird. Man kommt aus der Alltagssprache, ihren Grenzziehungen nicht heraus, sie ist in Ordnung, so wie sie ist. Sie ist kein

Kalkül, man kann sie aber beispielhaft erläutern und so unausgewiesenen, irreführenden Gebrauch klären. Dies wurde das Ziel der Philosophen der normalen Sprache (Ryle, Moore, Austin (Kap. B)), die Probleme der Philosophie untersucht haben, die durch irregeleiteten Sprachgebrauch bzw. falsche Fragestellungen erst entstanden seien.

Charles Morris (1901-1979) (in diesem Band) gilt nach Ch. S. Peirce (1839-1914) als Schlüsselfigur der modernen Zeichentheorie, der *Semiotik*.

Seit der Antike (Aristoteles, Augustinus), insbesondere dann im Mittelalter (Scholastik), sind Lehren von sprachlichen und nichtsprachlichen Zeichen, ihren materiellen Eigenschaften, ihrem Bezug zur Wirklichkeit, zu Vorstellungen, Ideen oder Allgemeinbegriffen, entwickelt und diskutiert worden. Ansatzpunkt dazu könnte (nach Morris) die medizinische Symptomatik gewesen sein. Die Sprachwissenschaft erscheint bis heute oft als Zweig der Semiotik. Carnap rechnete zur Semiotik die „Metasprache“, die Sprache, in der Aussagen über eine Sprache („Objektsprache“) gemacht werde (vgl. zur Semiotik: Eco 1977, Nöth 2000). Bühler sprach von „Sematologie“, de Saussure von „Semeologie“.

Morris u. a. entwickelten das alte Projekt einer Semiotik als universaler, alle Wissenschaften verbindenden Disziplin weiter. Im Rahmen seiner Zeichentheorie hat Morris eine bis heute einflussreiche Unterscheidung zwischen Syntax, Semantik und Pragmatik getroffen. Sein Zeichenkonzept ist nicht unproblematisch, weil es eine Isolierbarkeit der Dimensionen nahelegt. Die Bedeutungsauffassung erinnert an Wittgenstein:

„...da die Bedeutung eines Zeichens durch die Feststellung seiner Gebrauchsregeln vollständig bestimmt ist, lässt sich die Bedeutung jedes Zeichens durch eine objektive Untersuchung (zumindest prinzipiell) vollständig feststellen.“ (1972:74)

Allerdings denkt Morris hier an eine Untersuchung von Verhaltensweisen im Sinne einer Meadschen, auf Intersubjektivität basierten Sozialpsychologie, nicht an eine Fundierung der Bedeutung in einer Lebensform. G.H. Mead (1863-1931) sieht Intentionalität und Selbstreflexivität als Charakteristika menschlichen Handelns, erklärt Sprache aus ihrer Rolle in kooperativer Praxis und die soziale Konstitution der Ich-Identität durch Repräsentation der Reaktion der anderen auf uns selbst.

Folgenreich war auch Morris' Sicht pragmatischer Regeln; sie

„geben die Bedingungen an, unter denen Ausdrücke verwendet werden, insofern jene Bedingungen mit den Begriffen der syntaktischen und semantischen Regeln nicht formuliert werden können.“ (1972:59)

Wenn Pragmatik als Beziehung zwischen Zeichen und Benutzern gesehen wird, so ist dieser Aspekt etwas dem Zeichen Äußerliches. Der Witz etwa von deiktischen Ausdrücken (*ich, hier, jetzt*) oder Interjektionen (*äh, ná*) liegt aber gerade in ihrer Funktion. Eine pragmatisch fundierte Sprachauffassung ist dies nicht. Allerdings kann Morris nicht vorgehalten werden, dass er die Dimensionen völlig isoliert, wie manche das später getan haben. So konstatiert er, dass eine vernünftige Semantik einer ausgearbeiteten syntaktischen Struktur bedarf (vgl. auch Morris 1946, 1971, 1977). Einfach ist seine Sicht der Semantik, die auf die Betrachtung des sprachlich Bezeichneten („Designierten“, Denotierten, der „Extension“ im Sinne Carnaps, – vgl. auch Kapitel G, das die Frage „Was ist Bedeutung“? wieder aufnimmt) abzielt. Morris blendet die sprachinterne Bedeutung (Intension, Sinn) wie auch expressive, soziale Bedeutungen aus.

Noam Chomsky (geb. 1928) hat die Sprachwissenschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nachhaltig beeinflusst, darüber hinaus ist er als radikaler Kritiker der US-Politik hervorgetreten. Im vorliegenden Kapitel ist ein Text abgedruckt, der die sprachphilosophischen Auffassungen Chomskys repräsentiert, im Kapitel F gibt es eine grammatiktheoretische Fortsetzung. Eine Konstante in den Grammatikmodellen, die Chomsky nach den „Syntactic Structures“ (1957) vorgelegt hat, besteht in dem Versuch, eine Theorie über die Repräsentation und den Erwerb grammatischen Wissens zu entwickeln. Mithilfe verschiedener Idealisierungen (idealer Sprecher/Hörer, Sprache als Menge von Sätzen, Ausblendung kommunikativer Funktionen) wird ein handhabbares Konzept von Sprache entworfen. Welche Eigenschaften eine „Universalgrammatik“ (UG) hat, die dem menschlichen Genotyp zugeordnet wird, wie Sprache mit der UG von jüngeren Kindern in relativ kurzer Zeit mit schmaler Erfahrungsbasis erworben (und nicht erlernt) werden kann, wie die Theorie dem Sachverhalt gerecht werden kann, dass Sprache (nach Humboldt) von „endlichen Mitteln“ einen „unendlichen Gebrauch“ macht, das sind Fragen, die im Mittelpunkt des abgedruckten Textes stehen. Chomsky nimmt an, dass jeder Mensch ein genetisch angelegtes Sprachmodul besitzt, das es ihm bis zum Alter von ca. 6-7 Jahren erlaubt, sich jede Sprache – und zwar den grammatischen Kern, nicht etwa den Wortschatz oder unregelmäßige Formen – vergleichsweise mühelos anzueignen. Dazu muss nur die Umgebung geeigneten Input liefern. Die Universalgrammatik enthält bestimmte Prinzipien (z.B.: der Phrasenkopf muss am Anfang oder Ende der Phrase stehen; ein pronominales Subjekt muss oder kann ausgedrückt werden (*ich liebe* versus latein./ital. *amo*)), die auf der Grundlage des Inputs spezifiziert werden – so wie ein Schalter umgelegt wird (Parameterfestlegung). Der Wortschatzerwerb kann – so wird in der Chomsky-Schule

angenommen – durch ein angeborenes universelles Begriffssystem erleichtert werden. Für den späteren Zweitspracherwerb, für das Sprachlernen von Erwachsenen ist allerdings das Fenster der Universalgrammatik geschlossen. In dieser Phase können nur allgemeine Lernstrategien eingesetzt werden, so dass beispielsweise die Aussprache meist nicht mehr perfekt gelernt wird.

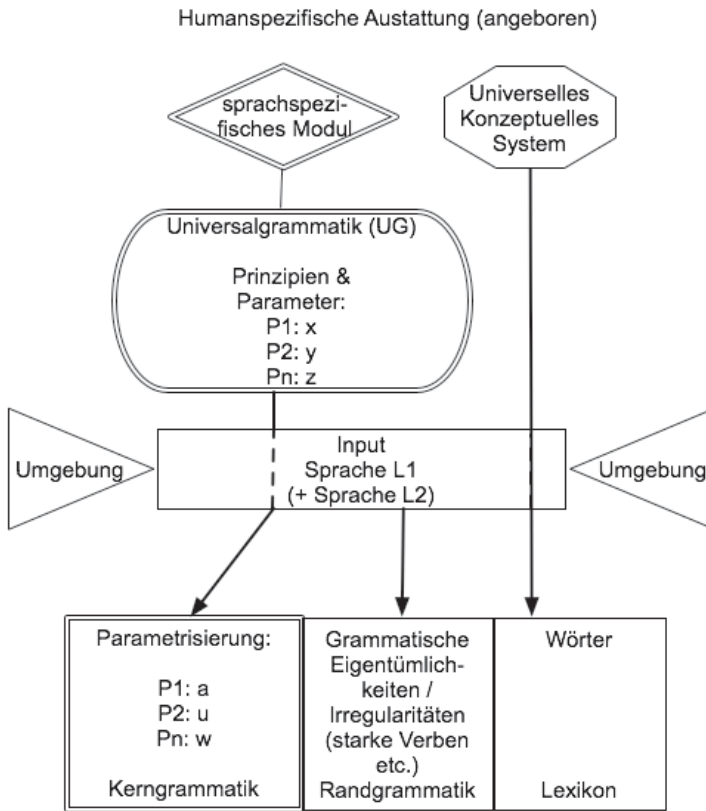


Abb 1: Chomsky: Prinzipien und Parameter-Modell des Spracherwerbs

Die entscheidende Funktion von Sprache ist nicht die Kommunikation, sondern das Denken; der Rahmen, die Gegenstände der Welt sind sprachunabhängig (hier ist eine Gegenposition zu Humboldt, Mead, Bühler bzw. zur Funktionalen Pragmatik). Gegenwärtig sieht Chomsky primär in der „Rekursivität“ als Universale die Besonderheit menschlicher Sprache – die Möglichkeit, dass eine Regel auf das Ergebnis ihrer Anwendung erneut angewendet

det werden kann (Genitive in: „*Der Schatten des Körpers des Kutschers*“ (P. Weiss)) (vgl. McMahon/McMahon 2013: 196ff.). Die Sprachfähigkeit im engeren Sinne (FLN) beschreiben Hauser/Chomsky/Fitch so:

„We assume, putting aside the precise mechanisms, that a key component of FLN is a computational system (narrow syntax) that generates internal representations and maps them into the sensory-motor interface by the phonological system, and into the conceptual-intentional interface by the (formal) semantic system; adopting alternatives that have been proposed would not materially modify the ensuing discussion. All approaches agree that a core property of FLN is recursion, attributed to narrow syntax in the conception just outlined. FLN takes a finite set of elements and yields a potentially infinite array of discrete expressions. This capacity of FLN yields discrete infinity (a property that also characterizes the natural numbers). Each of these discrete expressions is then passed to the sensory-motor and conceptual-intentional systems, which process and elaborate this information in the use of language. Each expression is, in this sense, a pairing of sound and meaning, fundamentally, a system of sound-meaning connections; the potential infiniteness of this system has been explicitly recognized by Galileo, Descartes, and the 17th-century “philosophical grammarians” and their successors, notably von Humboldt. One goal of the study of FLN and, more broadly, FLB is to discover just how the faculty of language satisfies these basic and essential conditions.“ (Hauser/Chomsky/Fitch 2002: 1571)

Dies ist nach der Meinung von Schülern wie Pesetsky durch die Regel MERGE in der Minimalismustheorie Chomskys zu modellieren. Hier wird als grundlegende Operation die Verknüpfung „Merge“ angenommen, die aus zwei Objekten X und Y in Form einer Mengenbildung das Objekt Z erzeugt, z. B.: Verknüpfung $(X, Y) = \{X, \{X, Y\}\}$. (Vgl. auch die Diskussion um Everetts Forschungen zu den Pirahã im Amazonasgebiet, Einleitung zu Kap. H). Chomsky 2016 beschreibt seine gegenwärtige Position in einem philosophischen Rahmen. Die sprachtheoretische Konzeption Chomskys wird u.a. dargestellt in Grewendorf 1995, 2005. Eine Diskussion des Konzeptes der Universalgrammatik ist Hoffmann 2005a, eine kurze Übersicht zu de Saussure, Bühler und Chomsky ist Hoffmann 2005b. Pinker 1996 ist ein gutes Einführungsbuch zur Spracherwerbtheorie der Chomsky-Richtung.

Der Psychologe, Verhaltensforscher und Linguist Michael Tomasello (*1950) hat ein Kontrastprogramm zu Chomsky entwickelt. Er vertritt einen gebrauchtorientierten, konstruktivistischen Ansatz zur Sprache und zum Spracherwerb (vgl. auch seine Arbeit zum Grammatikerwerb Kap. F). Der Text in diesem Kapitel zeigt den Menschen als ein ‚Naturkulturwesen‘, dessen Sprachvermögen eine evolutionäre Entwicklung eigener Art bewirkt

habe, in der Kultur wie ein „Wagenheber“ die nächste Stufe erreichen lasse. Insbesondere der Aufbau geteilter Intentionen als Grundlage der Sprach- und Interaktionsentwicklung unterscheide den Menschen von Primaten (Tomasello hat selbst Kommunikation und Lernen von Menschenaffen untersucht, vgl. Tomasello 2009, 2014). Ein Vergleich der Ansätze von Chomsky und Tomasello ist sehr lohnend, dazu lassen sich auch Bloomfield und Wittgenstein sowie Haspelmaths vergleichbare Annahme heranziehen, die Grammatik entstehe im Gebrauch (Kap. F).

Heute ist für viele Linguisten die Alltagssprache (verkörpert z. B. durch die Sprache der Presse) der eigentliche Untersuchungsgegenstand der Sprachwissenschaft. Roman Osipovič Jakobson (1896-1982) hat dies ganz anders gesehen. Er gehört zu den bedeutenden Theoretikern des Strukturalismus. Seine Auffassungen zum Verhältnis von Linguistik und Poetik haben die Diskussion in diesem Bereich bis heute geprägt. Jakobson, ebenfalls zeitweise Mitglied der Prager Schule, erweitert Bühlers Organon-Modell um die „poetische Funktion“ der Sprache, in der die Form der Botschaft wird. Ein literarisches Werk ist aufgrund seiner sprachlichen Struktur, seiner Form, ein Kunstwerk. Die Grammatik enthält das Potential poetischer Mittel. Somit muss eine Analyse des Formzusammenhangs die besondere Qualität eines Textes aufzeigen. Die Merkmale der poetischen Struktur lassen sich wissenschaftlich analysieren; die hermeneutische Methode erscheint Jakobson problematisch.

Lirim Selmani (*1981) macht mit seiner Darstellung die arabische sprachtheoretische Tradition zugänglich, die bedeutende eigene Akzente über die Verbindungen zur griechischen und indischen Tradition hinaus in Lexikographie und Grammatik setzt, bereits ein Konzept der funktionalen Satzperspektive wie in der Prager Schule entwickelt und im Westen immer noch wenig bekannt ist.

Reflexionen zum Spracherwerb waren wesentlicher Antrieb und auch Begründung für Sprachtheorien. Wolfgang Klein (*1946) gibt einen Überblick zu den wichtigsten Komponenten des Spracherwerbs und relevanten Theorien des Erst- und Zweitspracherwerbs.

Literatur: Sprachwissenschaft und Sprachtheorien

Einführungen in die Sprachwissenschaft und ihre Anwendungen

- P. Auer (Hg.) (2013) Sprachwissenschaft Grammatik – Interaktion – Kognition. Stuttgart: Metzler
- D. Crystal (1993) Die Cambridge Enzyklopädie der Sprache. Frankfurt: Campus
- M. Dürr/P. Schlobinski (2006³) Einführung in die deskriptive Sprachwissenschaft. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

- G. Graefen/M. Liedke (2012²) Germanistische Sprachwissenschaft. Tübingen: Francke
G. Grewendorf/F. Hamm/W. Sternefeld (2008⁵) Sprachliches Wissen. Frankfurt: Suhrkamp
K. Knapp et a. (Hg.) (2011³) Angewandte Linguistik. Ein Lehrbuch. Tübingen: Francke
L. Lemnitzer/H. Zinsmeister (2015³) Korpuslinguistik. Tübingen: Narr
J. Meibauer u.a. (2015³) Einführung in die germanistische Linguistik. Stuttgart: Metzler
H. M. Müller (Hg.) (2009²) Arbeitsbuch Linguistik. Paderborn. Schöningh

Terminologische Wörterbücher

- H. Bußmann (2008⁴) Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart: Kröner
H. Glück/M. Rödel (Hg.) (2016⁵) Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart: Metzler
P.H. Matthews (2014³) The Concise Oxford Dictionary of Linguistics. Oxford: Oxford University Press

Wissenschaftliche Präsentation, wissenschaftliches Arbeiten und Schreiben

- R. Albert/N. Marx (2016³) Empirisches Arbeiten für Linguistik und Sprachlehrforschung. Tübingen: Narr
H. Lobin (2012) Die wissenschaftliche Präsentation: Konzept – Visualisierung – Durchführung. Paderborn: Schöningh (UTB 3770)
A. Redder (Hg.) (2002) Effektiv studieren. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie. OBST-Beiheft 12
B. Rothstein (2011) Wissenschaftliches Arbeiten für Linguisten. Tübingen: Narr

Sprachtheorie: Einführungen, Handbücher

- P. Auer (2013²) Sprachliche Interaktion: Eine Einführung anhand von 22 Klassikern. Berlin: de Gruyter
T. Borsche (Hg.) (1996) Klassiker der Sprachphilosophie. München: Beck
E. Coseriu (2003) Geschichte der Sprachphilosophie von der Antike bis zur Gegenwart. Tübingen: Francke UTB
K. Ehlich/K. Meng (ed.) (2004) Die Aktualität des Verdrängten. Heidelberg: Synchron
R. Elberfeld (2012) Sprache und Sprachen. Freiburg: Alber
H. Elsen (2013) Linguistische Theorien. Tübingen: Narr
H.-J. Glock (1996/2010²dt.) Wittgenstein Lexikon. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
H. J. Heringer (2013) Linguistik nach Saussure. Tübingen: Francke (UTB 4014)
L. Hoffmann (2005a) Universalgrammatik. In: OBST 69 (2005), 101-131
L. Hoffmann (2005b) Reflexionen über die Sprache: de Saussure, Bühler, Chomsky. In: Kulturwissenschaftliches Institut (Hg.) (2005) Jahrbuch 2004. Bielefeld: transcript, 79-111
L. Hoffmann (2007) Der Mensch und seine Sprache - eine anthropologische Skizze. In: A. Redder (Hg.) (2007) Diskurse und Texte. Tübingen: Stauffenburg, 21-37

- L. Hoffmann (2009) Sprache. In: E. Bohlken/C. Thies (Hg.)(2009) Handbuch Anthropologie. Stuttgart/Weimar: Metzler, 426-430
- L. Hoffmann (2011) Kommunikative Welten: das Potenzial menschlicher Sprache. In: L. Hoffmann/K. Leimbrink/U. Quasthoff (Hg.)(2011) Die Matrix der menschlichen Entwicklung. Berlin/New York: de Gruyter
- L. Jäger (2007) Ferdinand de Saussure zur Einführung. Hamburg: Junius
- N. Kompa (Hg.) (2015) Handbuch Sprachphilosophie. Stuttgart: Metzler
- E. Lepore/B. C. Smith (ed.) (2008) The Oxford Handbook of Philosophy of Language. Oxford: University Press
- A. McMahon/R. McMahon (2013) Evolutionary Linguistics. Cambridge: University Press
- W. Nöth (2000²) Handbuch der Semiotik. Stuttgart: Metzler
- G. Posselt/M. Flatscher (2016) Sprachphilosophie: Eine Einführung. Stuttgart: UTB 4126
- P. Precht (1999) Sprachphilosophie. Stuttgart: Metzler
- J. Rehbein (1994) Theorien sprachwissenschaftlich betrachtet. In: G. Brüner/G. Graefen (eds.) Texte und Diskurse. Opladen: Westdeutscher Verlag, 25-67
- R. H. Robins (1979²) A Short History of Linguistics. London: Longman
- E. v. Savigny (1974) Die Philosophie der normalen Sprache. Frankfurt: Suhrkamp
- J. Schulte (1989a) Wittgenstein. Stuttgart: Reclam
- J. Schulte (Hg.) (1989b) Texte zum Tractatus. Frankfurt: Suhrkamp
- T. A. Sebeok (1994²) Encyclopedic Dictionary of Semiotics. Berlin: Mouton/de Gruyter
- G. Seebaß (1981) Das Problem von Sprache und Denken. Frankfurt: Suhrkamp
- P. Steckeler-Weithofer (2014) Sprachphilosophie. Eine Einführung. München: Beck
- H. Tetens (2009) Wittgensteins „Tractatus“. Stuttgart: Reclam
- J. Trabant (1990) Traditionen Humboldts. Frankfurt: Suhrkamp
- J. Trabant (Hg.) (1995) Sprache denken. Frankfurt: Fischer
- J. Trabant (2012) Weltansichten. Wilhelm von Humboldts Sprachprojekt. München: Beck

Sprachtheorien

- H. Arens (Hg.) (1969) Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung. Freiburg: Alber
- A. Arnauld/C. Lancelot (1660/1969) Grammaire générale et raisonnée. Paris: Paulet
- A. Arnauld/C. Lancelot (1685/1972) Die Logik oder die Kunst des Denkens. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft
- Augustinus (388/2010) De magistro. Über den Lehrer. Lateinisch/Deutsch. Stuttgart: Reclam
- E. Bense/P. Eisenberg/H. Haberland (Hg.) (1976) Beschreibungsmethoden des amerikanischen Strukturalismus. München: Hueber
- G.W. Bertram/D. Lauer/D. Liptow/M. Seel (2008) In der Welt der Sprache: Konsequenzen des semantischen Holismus. Frankfurt: Suhrkamp
- R. C. Berwick/A. D. Friederici/N. Chomsky/J.J. Bolhuis (2013) Evolution, brain, and the nature of language. In: Trends in Cognitive Sciences February 2013, Vol. 17, No. 2
- M. Bierwisch (1965) Strukturalismus. In: Kursbuch 5, 77-151

- L. Bloomfield (1926/1976dt.) Eine Grundlegung der Sprachwissenschaft in Definitionen und Annahmen. In: E. Bense/P. Eisenberg/H. Haberland (1976), 36-48
- L. Bloomfield (1933/1935²/2001dt.) Die Sprache. Wien: Edition Praesens
- R. Brandom (2000) Expressive Vernunft. Frankfurt: Suhrkamp
- K. Bühler (1934/1965) Sprachtheorie. Stuttgart: G. Fischer
- R. Carnap (1954) Einführung in die Symbolische Logik mit besonderer Berücksichtigung ihrer Anwendungen. Wien: Springer
- N. Chomsky (1957/1973dt.) Strukturen der Syntax. The Hague: Mouton
- N. Chomsky (1959) Verbal Behavior by B.F. Skinner. In: *Language* 35 (1), 26-58
- N. Chomsky (1965/1969dt.) Aspekte der Syntax-Theorie. Frankfurt: Suhrkamp
- N. Chomsky (1966/1971dt.) Cartesianische Linguistik. Tübingen: Niemeyer
- N. Chomsky (1986) Knowledge of Language: Its Nature, Origin and Use. New York: Westport
- N. Chomsky (1988) Language and Problems of Knowledge. Cambridge: MIT Press
- N. Chomsky (2016/2016dt.) Was für Lebewesen sind wir? Berlin: Suhrkamp
- M. H. Christiansen/S. Kirby (Hg.) (2003) Language Evolution. Oxford: University Press
- U. Eco (1977) Zeichen. Frankfurt: Suhrkamp
- K. Ehlich (2007) Sprache und sprachliches Handeln. Bd. 1-3. Berlin/New York: de Gruyter
- M. Dunn/Greenhill, S. J./Levinson, S. C./Gray, R. D. (2011) Evolved structure of language shows lineagespecific trends in word-order universals. In: *Nature*, 473, 79-82
- N. Evans/Levinson, S.C. (2009) The myth of language universals: Language diversity and its importance for cognitive science. In: *BEHAVIORAL AND BRAIN SCIENCES* 32, 429-492
- D. Everett (2005) Cultural Constraints on Grammar and Cognition in Pirahã. In: *Current Anthropology* Volume 46, Number 4, 621-644
- D. Everett (2008/2010dt.) Das glücklichste Volk. Sieben Jahre bei den Pirahã-Indianern am Amazonas. München: DVA
- D. Everett (2012/2013dt.) Die größte Erfindung der Menschheit. Was mich meine Jahre am Amazonas über das Wesen der Sprache gelehrt haben. München: DVA
- G. Fanselow/S.W. Felix (1993³) Sprachtheorie Band 1. Tübingen: Francke
- H. Feilke (1996) Sprache als soziale Gestalt. Frankfurt: Suhrkamp
- T.W. Fitch/M. Hauser/N. Chomsky (2006) The Evolution of the Language Faculty: Clarifications and Implications. In: *Cognition* 97, 179-210
- G. v.d. Gabelentz (1901/1969) Die Sprachwissenschaft. Tübingen: Narr
- V. Gallese/G. Lakoff (2005) The brain's concepts: The role of the sensory-motor system in conceptual knowledge. In: *Cognitive Neuropsychology* 21, 455-479
- G. Grewendorf (1995) Sprache als Organ - Sprache als Lebensform. Frankfurt: Suhrkamp
- M. Halle/R. Jakobson (1956) Fundamentals of Language. The Hague: Mouton
- Z. S. Harris (1951) Methods in Structural Linguistics. Chicago: University of Chicago Press
- M. D. Hauser/N. Chomsky/W.T. Fitch (2002) The faculty of language: what it is, who has it, and how did it evolve? In: *Science* 298, 1569-1579

- J. G. Herder (1772/2015²) Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Stuttgart: Reclam
- L. Hjelmslev (1943/1974dt.) Prolegomena zu einer Sprachtheorie. München: Hueber
- Ch. F. Hockett (1960) The origin of speech. In: Scientific American, 203, 88-96
- W. v. Humboldt (1963) Werke III. Schriften zur Sprachphilosophie. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft
- W. v. Humboldt (1994) Reden vor der Akademie (J. Trabant Hg.). Tübingen: Francke
- R. S. Jackendoff/S. Pinker (2005) The nature of the language faculty and its implications for evolution of language (Reply to Fitch, Hauser, & Chomsky). Cognition, 97 (2), 211-225
- F. v. Kutschera (1975²) Sprachphilosophie. München: Fink
- H. H. Lieb (1983) Integrational Linguistics. Amsterdam: Benjamins
- J. Locke (1689/1976 dt.) Über den menschlichen Verstand. Hamburg: Meiner
- A. Martinet (1960/1963dt.) Grundzüge der Allgemeinen Sprachwissenschaft. Stuttgart: Kohlhammer
- G.H. Mead (1934/1968dt.) Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp
- R. Montague (1970) Universal Grammar. In: Theoria 36, 373-398. Wieder in: R. Thomason (Hg.) (1974) Formal Philosophy: Selected Papers of Richard Montague. New Haven: Yale University Press, 222-246
- Ch. W. Morris (1946/1973dt.) Zeichen, Sprache und Verhalten. Düsseldorf: Schwann
- Ch. W. Morris (1971) Writings on the General Theory of Signs. Berlin/New York: Mouton/de Gruyter
- Ch. W. Morris (1977) Pragmatische Semiotik und Handlungstheorie. Frankfurt: Suhrkamp
- H. Paul (1920⁵) Prinzipien der Sprachgeschichte. Tübingen: Niemeyer
- Ch. S. Peirce (1983) Phänomen und Logik der Zeichen. Frankfurt: Suhrkamp
- Ch. S. Peirce (1991) Schriften zum Pragmatismus. Frankfurt: Suhrkamp
- S. Pinker (1996) Der Sprachinstinkt. München: Kindler
- Platon (1990³dt.) Kratylus. In: Platon, Werke III. Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesellschaft, 395-440
- E. Sapir (1931/1961dt.) Die Sprache. München: Hueber
- F. de Saussure (1916/1985²) Cours de linguistique générale. Édition critique préparée par Tullio de Mauro. Paris: Payot
- F. de Saussure (1967²) Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin: de Gruyter
- F. de Saussure (1997) Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlaß. Frankfurt: Suhrkamp
- F. de Saussure (2003) Wissenschaft der Sprache. Neue Texte aus dem Nachlaß. Frankfurt: Suhrkamp
- F. de Saussure (2013) Cours de linguistique générale. Zweisprachige Ausgabe französisch-deutsch mit Einleitung, Anmerkungen und Kommentar herausgegeben von P. Wunderli. Tübingen: Narr
- E. v. Savigny (1974) Die Philosophie der normalen Sprache. Frankfurt: Suhrkamp
- E. v. Savigny (1996) Der Mensch als Mitmensch. Wittgensteins >Philosophische Untersuchungen<. München: dtv
- Th. M. Scheerer (1980) Ferdinand de Saussure. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft
- R. T. Schmidt (1839/1979) Die Grammatik der Stoiker. Braunschweig: Vieweg

- H. J. Schneider (1999) Phantasie und Kalkül. Frankfurt: Suhrkamp
M. Seel (2009) Theorien. Frankfurt: S. Fischer
T. Shopen (ed.) (2007) Language Typology and syntactic description. Vol 1-3. Cambridge: University Press
Ch. Taylor (2016/2017dt.) Das sprachbegabte Tier. Berlin: Suhrkamp
M. Tomasello (1999/2002dt.) Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Frankfurt: Suhrkamp
M. Tomasello (2008/2009dt.) Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Frankfurt: Suhrkamp
M. Tomasello (2014/2014dt.) Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens. Berlin: Suhrkamp
M. Tomasello (2016/2016dt.) Eine Naturgeschichte der menschlichen Moral. Berlin: Suhrkamp
L. Wittgenstein (1989) Logisch-philosophische Abhandlung. Tractatus logico-philosophicus. Kritische Edition. Frankfurt: Suhrkamp
L. Wittgenstein (2001) Philosophische Untersuchungen. Kritisch-genetische Edition. Frankfurt: Suhrkamp

Spracherwerb: Einführungen

- W. / J. Butzkamm (2008³) Wie Kinder sprechen lernen. Tübingen: Francke
W. Griefhaber (2010) Spracherwerbsprozesse in Erst- und Zweitsprache. Duisburg: UVR Universitätverlag
W. Griefhaber (2014) Zweitspracherwerb. In: J. Ossner/H. Zinsmeister (Hg.) Sprachwissenschaft für das Lehramt. Paderboirn: Schöningh (UTB 4083), 87-120
C. Kauschke (2012) Kindlicher Spracherwerb. Berlin: de Gruyter
G. Klann (2016³) Spracherwerb. Stuttgart: Metzler
N. Müller/T. Kupisch/K. Schmitz/K. Cantone (2006) Einführung in die Mehrsprachigkeitsforschung. Tübingen: Narr
C.M. Riehl (2014) Mehrsprachigkeit. Eine Einführung. Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesellschaft
G. Szagun (2013⁶) Sprachentwicklung beim Kind. München: Weinheim: Beltz
R. Tracy (2008²) Wie Kinder Sprachen lernen. Tübingen: Francke

Spracherwerb: Handbücher

- B. Ambridge/E. Lieven (2011) Child Language Acquisition. Contrasting Theoretical Approaches. Cambridge: University Press
E. L. Bavin (ed.) (2009) The Cambridge Handbook of Child Language. Cambridge: University Press
P. Fletcher/B. MacWhinney (ed.) (1995) The Handbook of Child Language. Oxford: Blackwell
G. Gaskell (ed.) (2009) The Oxford Handbook of Psycholinguistics. Oxford: Oxford University Press
S. Romaine (1995) Bilingualism. Oxford: Blackwell

Klassiker der Erwerbsforschung

- J. Bruner (1983/1987dt.) *Wie das Kind sprechen lernt*. Bern: Huber
- K. Bühler (1919/1928) *Die geistige Entwicklung des Kindes*. Jena: Fischer
- N. Chomsky (1959/1974dt.) Rezension von Skinners ‚Verbal Behavior‘. In: W. Eichler/A. Hofer (Hg.) *Spracherwerb und linguistische Theorien*. München: Piper, 25-49
- N. Chomsky (1975/1977dt.) *Reflexionen über die Sprache*. Frankfurt: Suhrkamp
- N. Chomsky (1980/1981dt.) *Regeln und Repräsentationen*. Frankfurt: Suhrkamp
- N. Chomsky (1988/1996dt.) *Probleme sprachlichen Wissens*. Weinheim: Beltz
- R. Jakobson (1941/1969dt.) *Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze*. Frankfurt: Suhrkamp
- E.H. Lenneberg(1967/1972dt.) *Biologische Grundlagen der Sprache*. Frankfurt: Suhrkamp
- W.F. Leopold (1939-1949) *Speech development of a bilingual child*. 4 Vols. Evanston: Northwestern University Press
- J. Piaget (1923/1972dt.) *Sprechen und Denken des Kindes*. Düsseldorf: Schwann
- W.V.O. Quine (1974/1976dt.) *Die Wurzeln der Referenz*. Frankfurt: Suhrkamp
- J. Ronjat (1913) *Le developpment du langue observé chez un enfant bilingue*. Paris: Champion
- B.F. Skinner (1957) *Verbal Behavior*. New York: Appleton
- C./W. Stern (1928) *Die Kindersprache*. Leipzig: Barth (reprint 1981 Wiss. Buchgesellschaft)
- M. Tomasello (2002) *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens*. Frankfurt: Suhrkamp
- M. Tomasello (2003) *Constructing a language*. Cambridge: Harvard University Press
- L. S. Vygotskij (1928/2007dt.) *Zur Frage nach der Mehrsprachigkeit im kindlichen Alter*. In: K. Meng/J. Rehbein (Hg.) (2007) *Kindliche Kommunikation*. Münster: Waxmann
- L.S. Wygotski (= L. S. Vygotskij) (1934/1969dt.) *Denken und Sprechen*. Frankfurt: S. Fischer

Ausgewählte Literatur zur Sprachentwicklung

- E. Bialystock (2001) *Bilingualism in Development*. Cambridge: University Press
- D. Bickerton (1990) *Language & Species*. Chicago: University of Chicago Press
- H. Böttger/M. Sambanis (2017) *Sprachen lernen in der Pubertät*. Tübingen Narr
- M. Bowerman/S.C. Levinson (Hg.)(2001) *Language acquisition and conceptual development*. Cambridge: University Press
- M. D. S. Braine (1994) *Is Nativism sufficient?* In: *Journal of Child Language* 21, 9-31
- H. Clahsen (1982) *Spracherwerb in der Kindheit*. Tübingen: Narr
- H. Clahsen (1988) *Normale und gestörte Kindersprache*. Amsterdam: Benjamins
- E. V. Clark (2009²) *First Language Acquisition*. Cambridge: University Press
- J. de Villiers/Pyers, J. E. (2002) *Complements to Cognition. A longitudinal study of the relationship between complex syntax and false belief understanding*. In: *Cognitive Development* 17, 1037-1060

- H. Diessel (2006) Komplexe Konstruktionen im Erstspracherwerb. In: K. Fischer/A. Stefanowitsch (Hg.) (2006) Konstruktionsgrammatik. Tübingen: Stauffenburg, 39-54
- K. Ehlich/K.R. Wagner (Hg.) (1989) Erzählerwerb. Frankfurt: Lang
- K. Ehlich (Hg.) (1995) Kindliche Sprachentwicklung. Opladen: Westdeutscher Verlag
- J.E. Elman/E. Bates/M. Johnson/A. Karmiloff-Smith/D. Parisi/K. Plankett (1996) Rethinking Innateness: A Connectionist Perspective on Development. Cambridge: University Press
- H. Elsen (1991) Erstspracherwerb. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag
- H. Elsen (1999) Ansätze zu einer funktionalistisch-kognitiven Grammatik. Tübingen: Niemeyer
- P. Fletcher/B. MacWhinney (ed.) (1996) The Handbook of Child Language, Oxford: Blackwell
- A. Gopnik/A. Meltzoff (1997) Words, thoughts and theories. Cambridge, MA: MIT Press
- H. Hausendorf/U. Quasthoff (1996) Sprachentwicklung und Interaktion. Opladen: Westdeutscher Verlag
- L. Hoffmann (1978) Zur Sprache von Kindern im Vorschulalter. Köln: Böhlau
- L. Hoffmann/K. Leimbrink/U. Quasthoff (Hg.) (2011) Die Matrix der menschlichen Entwicklung. Berlin/New York: de Gruyter
- D. Ingram (1989) First Language Acquisition. Cambridge: University Press
- E. Kaltenbacher (1990) Strategien beim frühkindlichen Syntaxerwerb. Tübingen: Narr
- S. Krashen (1981) Second Language Acquisition and Second Language Learning, Oxford usw.: Pergamon
- S. Krashen (1985) The Input Hypothesis. London: Longman
- N. Lee/L. Mikesell/A.-D.L. Joaquin/A.W. Mates/J.H. Schumann (2009) The Interactional Instinct. Oxford: University Press
- K. Leimbrink (2016²) Kommunikation von Anfang an – die Entwicklung von Sprache in den ersten Lebensmonaten. Mit Videobeispielen auf DVD. Tübingen: Stauffenburg
- E. Lenneberg (1967/1972dt.) Biologische Grundlagen der Sprache. Frankfurt: Suhrkamp
- B.C. Lust (2006) Child Language. Acquisition and Growth. Cambridge: University Press
- U. Maas (2008) Sprache und Sprachen in der Migrationsgesellschaft: Die schriftkulturelle Dimension. Göttingen: V&R Unipress
- K. Martens (Hg.) (1979) Kindliche Kommunikation. Frankfurt: Suhrkamp
- J.M. Meisel (2010) First and Second Language Acquisition. Cambridge: University Press
- K. Meng/B. Kraft/U. Nitsche (1991) Kommunikation im Kindergarten. Berlin: Akademie
- K. Meng/J. Rehbein (Hg.) (2007) Kindliche Kommunikation. Münster: Waxmann
- M. Miller (1976) Zur Logik der frühkindlichen Sprachentwicklung. Stuttgart: Klett
- M. Morek (2012) Kinder erklären. Tübingen: Stauffenburg
- N. Müller (1993) Komplexe Sätze. Tübingen: Narr
- M. Papoušek (1994) Vom ersten Schrei zum ersten Wort. Bern: Huber

- M. Piatelli-Palmarini (Hg.) (1980) *Language and Learning. The debate between Jean Piaget and Noam Chomsky*. London: Routledge and Kegan Paul
- S. Pinker (1996²) *Language Learnability and Language Learning*. Cambridge: Harvard UP
- S. Pinker (1994/1996dt.) *Der Sprachinstinkt*. München: Kindler
- A. Redder/S. Guckelsberger/B. Graßer (2013) *Mündliche Wissensprozessierung und Konnektierung*. Münster: Waxmann
- K. J. Rohlfing (2013) *Frühkindliche Semantik*. Tübingen: Narr
- M. Rothweiler (1993) *Der Erwerb von Nebensätzen im Deutschen*. Tübingen: Niemeyer
- D. Slobin (Hg.) (1985) *The crosslinguistic study of language acquisition*. Hillsdale: Earlbaum
- M. Tomasello (2006) *Konstruktionsgrammatik und früher Erstspracherwerb*. In: K. Fischer/A. Stefanowitsch (Hg.) *Konstruktionsgrammatik*. Tübingen: Stauffenburg, 19-38
- M. Tomasello/M. Carpenter/U. Liszkowski (2007) *A New Look at Infant Pointing*. In: *Child Development*, May/June 2007, Vol 78, Number 3, 705 – 722
- M. Tomasello/J. Todd (1983) *Joint attention and early lexical acquisition style*. In: *First Language* 4, 197-212
- R. Tracy (1990) *Sprachliche Strukturentwicklung*. Tübingen. Narr
- L. Wong-Fillmore (1979) *Individual differences in second language acquisition*. In: Fillmore & Kempler & Wang (eds.) *Individual Differences in Language Ability and Language Behavior*. New York: Academic Press, 203-228

Im Netz auf der Homepage von Ludger Hoffmann

Materialien zum Reader

<http://home.edo.uni-dortmund.de/~hoffmann/Reader.html>

Bibliographien zu wichtigen Bereichen der Sprachwissenschaft

<http://home.edo.uni-dortmund.de/~hoffmann/Biblio.html>

Links zur Sprache und Sprachwissenschaft

<http://home.edo.uni-dortmund.de/~hoffmann/Links.html>

Zu Erwerb, Migration und Mehrsprachigkeit

http://home.edo.tu-dortmund.de/~hoffmann/ABC/ABC_Zuwand.html

J. Locke

Über den menschlichen Verstand

(DRITTES BUCH)

VON DEN WÖRTERN

I. KAPITEL

ÜBER DIE WÖRTER ODER DIE SPRACHE IM ALLGEMEINEN

1. (Der Mensch vermag artikulierte Laute zu bilden.)

Da Gott den Menschen zu einem geselligen Wesen bestimmt hatte, so erschuf er ihn nicht nur mit der Neigung und versetzte ihn nicht nur in die Notwendigkeit, mit seinen Artgenossen Gemeinschaft zu pflegen, sondern stattete ihn auch mit der Sprache aus, die das hauptsächlichste Werkzeug und das gemeinsame Band der Gesellschaft werden sollte. Deshalb sind die menschlichen Organe von Natur so eingerichtet, daß sie fähig sind, artikulierte Laute zu bilden, die wir Wörter nennen. Das genügte jedoch nicht, um eine Sprache zu erzeugen. Denn auch Papageien und verschiedenen anderen Vögeln kann man beibringen, hinreichend deutlich artikulierte Laute hervorzubringen, obgleich sie keineswegs der Sprache fähig sind.

2. (Um diese Laute als Zeichen für Ideen zu verwenden.)

Es war daher für den Menschen außerdem die Fähigkeit erforderlich, diese Laute als Zeichen für innere Vorstellungen zu verwenden. Er mußte sie zu Kennzeichen für die in seinem eigenen Geist vorhandenen Ideen machen können, wodurch sie auch anderen erkennbar und die Gedanken des menschlichen Geistes von einem zum andern übermittelt werden konnten.

3. (Um Allgemeine Zeichen aus ihnen zu machen.)

Aber auch das genügte nicht, um die Wörter so nützlich zu machen, wie sie es sein sollten. Für die Vollkommenheit der Sprache genügt es nicht, daß Laute zu Zeichen für Ideen gemacht werden können, wenn sich diese Zeichen nicht so verwenden lassen, daß sie mehrere einzelne Dinge zusammen-

fassen. Denn wenn jedes Einzelding mit einem besonderen Namen bezeichnet werden müßte, so würde die Vielfalt der Wörter ihre Verwendung verwirren.

[Um* diesem Übelstande abzuhelpfen, erfuhr die Sprache mit der Verwendung *allgemeiner Ausdrücke* eine weitere Verbesserung, wodurch ein einziges Wort dazu befähigt wurde, eine Vielheit von Einzelexistenzen zu bezeichnen. Diese vorteilhafte Verwendung der Laute wurde nur durch die Verschiedenheit der Ideen ermöglicht, als deren Zeichen sie dienten. Diejenigen Namen nämlich wurden zu allgemeinen, die zu Zeichen *allgemeiner Ideen* gemacht wurden, während diejenigen Einzelnamen blieben, die man für *Einzelideen* verwendete.]

4. (Um sie die Abwesenheit positiver Ideen bezeichnen zu lassen.)

Außer** diesen Namen, die für Ideen eintreten, gibt es noch andere Wörter, die man nicht verwendet, um eine Idee zu bezeichnen, sondern um das Fehlen oder die Abwesenheit bestimmter einfacher oder komplexer Ideen oder aller Ideen überhaupt auszudrücken. Dazu gehören zum Beispiel *nihil* im Lateinischen, *Unwissenheit* und *Geistesleere* im Englischen. Von all diesen negativen oder privativen Wörtern kann man eigentlich nicht sagen, daß sie keiner Idee zugehörten oder keine Idee bezeichneten; denn sonst wären sie völlig bedeutungslose Laute, Sie beziehen sich jedoch auf positive Ideen und bezeichnen deren Abwesenheit.

5. (Die Wörter sind ursprünglich von solchen abgeleitet, die sinnlich wahrnehmbare Ideen bezeichnen.)

Vielleicht führt es uns dem Ursprung aller unserer Begriffe und Erkenntnisse ein wenig näher, wenn wir beachten, wie groß die Abhängigkeit unserer Wörter von bekannten sinnlich wahrnehmbaren Ideen ist und wie diejenigen Wörter, die Handlungen und Begriffe bezeichnen, welche von der Sinneswahrnehmung weit entfernt sind, doch ihren Ausgangspunkt darin haben. Sie werden von sinnlich deutlich wahrnehmbaren Ideen auf abstrusere Bedeutungen übertragen und müssen nun Ideen vertreten, die unserer Sinneswahrnehmung unzugänglich sind. So sind zum Beispiel: *sich einbilden, auf-fassen, begreifen, sich anschließen, verstehen, einflößen, Ekel, Verstörung,*

* Zusatz der 2. Auflage. [John Locke, An essay concerning human understanding, herausgegeben von A. C. Fraser, Oxford 1894, Bd. II, S. 131.]

** In der 1. Auflage beginnt dieser Abschnitt folgendermaßen: „Die Wörter werden also zu Zeichen unserer Ideen gemacht; sie sind allgemein oder einzeln, je nachdem die Ideen, die sie vertreten, allgemeine oder einzelne sind.“ In den folgenden Auflagen wurde dieser Satz weggelassen.

Ruhe usw. sämtlich Wörter, die von den Wirkungen sinnlich wahrnehmbarer Dinge hergenommen und auf bestimmte Modi des Denkens angewandt werden. So bedeutet das Wort *Geist* ursprünglich Atem; *Engel* bezeichnet seiner Grundbedeutung nach einen Boten; zweifellos würden wir in allen Sprachen, die wir bis auf ihren Ursprung zurückverfolgten, beobachten, daß die Namen, die solche Dinge bezeichnen, die wir nicht mit unseren Sinnen wahrnehmen, ihren Ausgangspunkt in sinnlich wahrnehmbaren Ideen haben. Hierdurch können wir bis zu einem gewissen Grade mutmaßen, welcher Art und Herkunft die Begriffe waren, die den Geist der Menschen ausfüllten, die zuerst zu sprechen angingen. Wir können erraten, wie die Natur den Menschen bereits bei der Benennung der Dinge unvermerkt die Anfänge und Grundlagen all ihrer Erkenntnisse eingab, während die Menschen ihrerseits, um Namen zu finden, welche die Operationen, die sie in sich selbst fühlten, oder sonstige sinnlich nicht wahrnehmbare Ideen andern erkennbar machen könnten, genötigt waren, von den allgemein bekannten Ideen der Sensation Wörter zu entlehnen, um dadurch andern diese in sich selbst erfahrenen Operationen, die keine äußeren sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen zur Folge haben, verständlich zu machen. Hatte man dann zur Bezeichnung jener inneren Operationen des eigenen Geistes bekannte und anerkannte Namen geschaffen, so besaß man hinreichende Hilfsmittel, um durch Wörter auch alle übrigen Ideen kundzugeben; denn diese konnten ja in nichts anderem bestehen als entweder in äußeren sinnlichen Wahrnehmungen oder in inneren Operationen des Geistes, die dieser an den äußeren Wahrnehmungen vollzieht. Denn wir besitzen, wie oben nachgewiesen, überhaupt nur Ideen, die entweder von außer uns befindlichen sinnlich wahrnehmbaren Objekten herkommen oder aber von dem, was wir in uns selbst fühlen, das heißt von der inneren Tätigkeit unseres eigenen Geistes, derer wir uns bewußt sind.

6. (Einteilung der zu behandelnden Gegenstände.)

Um aber den Nutzen und die Bedeutung der Sprache als Mittel der Belehrung und Erkenntnis besser zu verstehen, wird es zweckmäßig sein, folgendes zu betrachten:

Erstens, *welchen Dingen der Sprachgebrauch ohne weiteres Namen beilegt.*

Zweitens, da alle Namen (mit Ausnahme der Eigennamen) allgemeiner Natur sind und somit nicht für dieses oder jenes Einzelding stehen, sondern für Arten und Gruppen von Dingen, so werden wir zunächst zu betrachten haben, welches die Arten und Gattungen oder, wenn man die lateinischen Namen vorzieht, *welches die species und genera der Dinge sind, worin sie bestehen und wie sie zustandekommen.* Sind diese (wie es erforderlich ist)

gründlich untersucht worden, so wird es uns leichter fallen, die richtige Verwendung der Wörter, die natürlichen Vorzüge und Mängel der Sprache und schließlich die Mittel zu erkennen, die wir anwenden müssen, um den Nachteil einer dunklen oder unsicheren Bedeutung der Worte zu vermeiden. Ohne diese Nachteile zu vermeiden, ist es nämlich unmöglich, einigermaßen klar und geordnet die Erkenntnis zu behandeln. Da es diese mit Sätzen zu tun hat, und zwar meist mit Sätzen allgemeinen Inhalts, so ist sie mit den Wörtern enger verknüpft, als man vielleicht annimmt.

Diese Betrachtungen sollen deshalb den Stoff der nächsten Kapitel bilden.

II. KAPITEL

ÜBER DIE BEDEUTUNG DER WÖRTER

1. (Wörter sind sinnlich wahrnehmbare Zeichen, die für die Mitteilung von Ideen notwendig sind.)

Wenn jemand auch eine Fülle verschiedener Gedanken hegt, Gedanken, die anderen ebensogut Nutzen und Vergnügen bringen könnten wie ihm selbst, so sind sie doch alle in seiner Brust verschlossen, für andere unsichtbar und verborgen; sie können auch nicht durch sich selbst kundgegeben werden. Da nun aber die Annehmlichkeiten und Vorteile der Gemeinschaft ohne eine Mitteilung der Gedanken nicht zu erreichen sind, so mußte der Mensch notwendig gewisse äußere, sinnlich wahrnehmbare Zeichen finden, mit deren Hilfe jene unsichtbaren Ideen, die seine Gedankenwelt ausmachen, andern mitgeteilt werden könnten. Für diesen Zweck war im Hinblick auf Reichhaltigkeit und Schnelligkeit nichts so gut geeignet wie jene artikulierten Laute, die der Mensch mit solcher Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit zu erzeugen imstande war. So wird es begreiflich, wie es dazu kam, daß gerade die *Wörter*, die ja von Natur diesem Zweck so vorzüglich angepaßt waren, von den Menschen als Zeichen für ihre Ideen verwendet wurden. Es geschah nicht wegen eines natürlichen Zusammenhanges, der zwischen einzelnen artikulierten Lauten und gewissen Ideen bestände, denn dann würde es in der ganzen Menschheit nur eine Sprache geben. Vielmehr geschah es vermittels einer willkürlichen Verknüpfung, durch die ein bestimmtes Wort jeweils beliebig zum Kennzeichen einer bestimmten Idee gemacht wurde. Der Zweck der Wörter besteht also darin, sinnlich wahrnehmbare Kennzeichen der

Ideen zu sein; die Ideen, für die sie stehen, machen ihre eigentliche und unmittelbare Bedeutung aus.

2. (Die Wörter sind ihrer unmittelbaren Bedeutung nach sinnlich wahrnehmbare Zeichen für die Ideen dessen, der sie benutzt.)

Der Wert, den diese Kennzeichen für die Menschen besitzen, besteht entweder darin, daß sie sich ihre eigenen Gedanken zur Unterstützung ihres Gedächtnisses einprägen, oder daß sie ihre Ideen gleichsam zutage fördern und den Blicken anderer unterbreiten. Die Wörter vertreten also ihrer ursprünglichen oder unmittelbaren Bedeutung nach nur *die Ideen im Geiste dessen, der sie benutzt*; dabei ist es belanglos, wie unvollkommen oder sorglos auch immer diese Ideen den Dingen, die sie darstellen sollen, entnommen sein mögen. Wenn jemand zu einem andern spricht, so will er verstanden werden; die Absicht seiner Rede ist, daß bestimmte als Kennzeichen dienende Laute dem Hörer seine Ideen kundtun sollen. Demnach sind es die Ideen des Sprechenden, als deren Kennzeichen die Wörter dienen wollen. In dieser Eigenschaft kann sie niemand unmittelbar für etwas anderes verwenden als für seine eigenen Ideen. Denn das hieße, sie zu Zeichen seiner eigenen Vorstellungen machen und sie dennoch auf andere Ideen anwenden; das aber bedeutet, sie gleichzeitig zu Zeichen und nicht zu Zeichen seiner Ideen machen und ihnen effektiv jede Bedeutung nehmen. Da Wörter willkürliche Zeichen sind, können sie als solche von niemand unbekanntem Dingen beigelegt werden. Damit würde man sie zu Zeichen für nichts, zu Lauten ohne Bedeutung stempeln. Niemand kann seine Wörter zu Zeichen für Eigenschaften von Dingen oder für Vorstellungen im Geiste eines anderen machen, von denen sich in seinem eigenen nichts findet. Bevor man nicht eigene Ideen besitzt, kann man nicht vermuten, daß sie den Vorstellungen eines andern entsprechen. Man kann auch keine Zeichen für sie verwenden; denn das wären Zeichen für etwas Unbekanntes, das heißt tatsächlich Zeichen für nichts. Wenn man sich dagegen auf Grund vorhandener eigener Ideen die Ideen anderer vorstellt, wenn man damit einverstanden ist, ihnen dieselben Namen beizulegen, die sie von andern bekommen, so vollzieht sich dies eben immer noch an den eigenen Ideen, das heißt an Ideen, die man besitzt, nicht aber an solchen, die man nicht besitzt.

3. (Beispiele dafür.)

Dies ist eine beim Gebrauch der Sprache so notwendige Voraussetzung, daß in dieser Hinsicht der Wissende und der Unwissende, der Gelehrte und der Ungelehrte die Wörter, die sie beim Sprechen (in irgendeinem Sinn) verwenden, alle in gleicher Weise gebrauchen. Im Munde eines jeden vertreten

sie die Ideen, die er besitzt und durch sie ausdrücken will. Ein Kind, das an dem Metall, das es *Gold* nennen hört, nichts bemerkt hat als die glänzende gelbe Farbe, wendet das Wort Gold nur auf seine eigene Idee dieser Farbe und auf nichts anderes an; es nennt daher dieselbe Farbe im Schweiß des Pfaus ebenfalls Gold. Ein anderer, der schärfer beobachtet hat, fügt zu dem glänzenden Gelb das schwere Gewicht hinzu; dann vertritt der Laut Gold, wenn er ihn benutzt, die komplexe Idee eines glänzenden Gelb und einer sehr schweren Substanz. Ein dritter fügt zu diesen Eigenschaften die Schmelzbarkeit hinzu; dann bezeichnet für ihn das Wort Gold einen glänzenden gelben, schmelzbaren und sehr schweren Körper. Wieder ein anderer fügt die Dehnbarkeit hinzu. Sie alle gebrauchen übereinstimmend das Wort Gold, wenn sie veranlaßt sind, die Idee auszudrücken, die sie damit verknüpft haben. Es leuchtet jedoch ein, daß es jeder einzelne nur auf seine eigene Idee anwenden kann; er kann es nicht zum Zeichen einer komplexen Idee machen, die er nicht besitzt.

4. (Die Wörter werden oft insgeheim bezogen, und zwar erstens auf Ideen, von denen man voraussetzt, daß sie sich im Geist anderer befinden.)

Nun können zwar die Wörter, so wie sie der Mensch verwendet, eigentlich und unmittelbar nur die im Geist des Sprechenden vorhandenen Ideen bezeichnen; in den Gedanken der Menschen werden sie jedoch insgeheim auf zweierlei andere Dinge bezogen.

I. *Die Menschen setzen voraus, daß ihre Wörter auch Kennzeichen der Ideen im Geiste anderer sind, mit denen sie sich unterhalten.* Denn andernfalls würden sie vergeblich reden und könnten nicht verstanden werden, wenn die Laute, die sie für eine bestimmte Idee verwenden, von dem Hörer auf eine andere Idee bezogen würden. Das hieße zwei Sprachen reden. Gewöhnlich aber halten sich die Menschen nicht mit der Untersuchung auf, ob die Idee, die sie und die andern Teilnehmer einer Unterhaltung im Sinne haben, dieselbe sei; vielmehr halten sie es für ausreichend, daß sie das Wort, wie sie sich einbilden, im Sinne des herrschenden Sprachgebrauchs verwenden; dabei setzen sie voraus, daß die Idee, zu deren Zeichen sie es machen, genau dieselbe sei, welche verständige Leute ihres Landes mit diesem Namen verbinden.

5. (Zweitens, auf die Realität der Dinge)

II. *Die Menschen wollen nicht, daß man von ihnen denkt, sie sprächen nur von ihren eigenen Einbildungen; man soll von ihnen glauben, sie sprächen von den Dingen, wie sie in Wirklichkeit sind.* Deshalb setzen sie oft voraus, daß die *Wörter auch die Realität der Dinge vertreten.*

W. v. Humboldt

Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus

Natur der Sprache überhaupt.

19.

Der geistige Process der Sprache wird hier in seiner weitesten Ausdehnung genommen, nicht bloss in der Beziehung derselben auf die Rede und den Vorrath ihrer Worthelemente, sondern auch in der Beziehung auf ihren Einfluss auf das Denk- und Empfindungsvermögen. Der ganze Gang kommt in Betrachtung, auf dem sie, von dem Geiste ausgehend, auf den Geist zurückwirkt, im Individuum, in dem jedesmal lebenden Geschlecht und in der Nation durch mehrere Geschlechter hindurch.

20.

Denn es ist schon sonst dargethan, und kann wohl, als unbestritten, angenommen werden, dass die Sprache nicht bloss die Bezeichnung des, unabhängig von ihr geformten Gedanken, sondern selbst das bildende Organ des Gedanken ist. Die intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermassen spurlos vorübergehend, wird durch den Ton in der Rede äusserlich und wahrnehmbar für die Sinne, und erhält durch die Schrift einen bleibenden Körper. Das auf diese Weise Erzeugte ist das Gesprochene und Aufgezeichnete aller Art, die Sprache aber der Inbegriff der Laute, welche die bestimmte intellectuelle Thätigkeit, welcher sie angehört, auf diesem Wege hervorzubringen vermag, und der nach Gesetzen (die wiederum aus der Natur der intellectuellen Thätigkeit und des ihr entsprechenden Tonsystems hervorgehn) möglichen Verbindungen und Umgestaltungen derselben. Die intellectuelle Thätigkeit und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander; man kann nicht einmal schlechthin die erstere als das Erzeugende, die andre als das Erzeugte ansehen. Denn obgleich das jedesmal Gesprochene allerdings ein Erzeugniss des Geistes ist, so wird es doch, indem es zu der schon vorher vorhandenen Sprache gehört, ausser der Thätigkeit des Geistes, durch die Laute und Gesetze der Sprache bestimmt, und wirkt, indem es gleich wieder in die Sprache überhaupt übergeht, wieder bestimmend auf den Geist zurück. Die intellectuelle Thätigkeit ist an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Ton einzugehen, das Denken kann sonst nicht zur

Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Den Ton erzeugt sie aus freiem Entschluss und formt ihn durch ihre Kraft, denn vermöge ihrer Durchdringung wird er zum articulirten Laut (wenn es möglich wäre, einen Anfang aller Sprache zu denken), begründet ein Gebiet solcher Laute, das selbständig, bestimmend und beschränkend, auf sie zurückwirkt.

21.

Dasjenige, wessen das Denken in der Sprache bedarf, ist nicht eigentlich das dem Ohre wirklich Vernehmbare, oder um es anders auszudrücken, wenn man den articulirten Laut in die Articulation und das Geräusch zerlegt, nicht dieses, sondern nur jene. Die Articulation beruht auf der Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer Behandlung des Tons zu nöthigen, welche der Form seines Wirkens entspricht. Dasjenige, worin sich diese Form und die Articulation, wie in einem verknüpfenden Mittel begegnen, ist, dass beide ihr Gebiet in Grundtheile zerlegen, deren Zusammenfügung lauter solche Ganze bildet, welche das Streben in sich tragen, Theile neuer Ganze zu werden. Ausser jener Gewalt ist aber auch in dem Geiste ein, sich den Sprachwerkzeugen selbst mittheilender Drang, von ihnen einen solchen Gebrauch zu machen, und auf jener Gewalt und diesem Drange beruht die Erzeugung der Sprache sogar unabhängig von dem Ohre vernehmbarem Geräusch. Dass die Sprache wirklich ganz innerlich ist, und auch ohne Lauthervorbringung und Vernehmung möglich bleibt, lehrt das Beispiel der Taubstummen. Durch das Ohr ist jeder Zugang zu ihnen verschlossen, sie lernen aber das Gesprochene an der Bewegung der Sprachwerkzeuge des Redenden und an der Schrift verstehen, sie sprechen selbst, indem man die Lage und Bewegung ihrer Sprachwerkzeuge lenkt. Dies kann nur durch das, auch ihnen beiwohnende Articulationsvermögen geschehen, indem sie durch den Zusammenhang ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen im Andern aus dem einen Gliede, der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, das andre, sein Denken, errathen lernen. Der Ton, den wir hören, offenbart sich ihnen durch die Lage und Bewegung der Organe, sie vernehmen seine Articulation ohne sein Geräusch. Es mag diesem auch in ihnen etwas Sinnliches, vielleicht etwas von ihrer Phantasie dem Mangelnden untergeschobenes entsprechen, wovon wir keinen Begriff haben, aber immer geht bei ihnen eine merkwürdige Zerlegung des articulirten Lautes vor. Sie verstehen wirklich die Sprache, da sie alphabetisch lesen und schreiben, und selbst reden lernen, nicht bloss den Gedanken durch Zeichen oder Bilder. Sie erlernen dies, nicht bloss dadurch, dass sie Vernunft, wie andre Menschen, sondern ganz eigentlich dadurch, dass sie auch Sprachfähigkeit besitzen, Uebereinstimmung ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, und Drang beide

zusammenwirken zu lassen, das eine und das andre wesentlich gegründet in der menschlichen, wenn auch von einer Seite verstümmelten Natur.

22.

Die Articulation (deren Begriff ich hier nur nach ihrer Wirkung, als diejenige Gestaltung des Lautes nehme, welche ihn zum Träger von Gedanken macht) ist jedoch im Vorigen nur nach ihrer logischen, oder wenigstens nur nach ihrer intellectuellen Natur geschildert worden. In ihrer wesentlichen hängt sie aber gerade von dem Ton, als Geräusch, oder vielmehr von derjenigen Lufterschütterung ab, durch welche die Sprachwerkzeuge in die Ferne wirken. Sie lässt sich daher auch nie unmittelbar auf andre Sinne, als das Ohr, anwenden, und wie man es versuchte, würde man immer nur Zeichen von Tönen, nicht unmittelbar von elementarisch zerlegbaren Wörtern hervorbringen. Dies beruht darauf, dass gerade die einem fremden Ohre vernehmbare Lufterschütterung durch die, von dem Gedanken bestimmten Organe mit der menschlichen Natur unzertrennlich, und nothwendig zu ihrer Entwicklung, verbunden ist.

23.

Es liegt aber hierin dreierlei: der Drang des Gedanken nach Aeussereung, das Bedürfniss der Empfindung zum thierischen Schrei, und die Nothwendigkeit der gesellschaftlichen Wechselwirkung zur Ausbildung des Gedanken. Jedes dieser Stücke führt einzeln zur Hervorbringung des Tons, und die Sprache vereinigt alle im articulirten Laut.

24.

Das Denken ist eine geistige Handlung, wird aber durch sein Bedürfniss nach Sprache ein Antrieb zu einer körperlichen. Es ist ein fortschreitendes Entwickeln, eine bloss innere Bewegung, in der nichts Bleibendes, Stätiges, Ruhendes angenommen werden kann, und zugleich eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit. In dem, aus zwiefacher Natur in Eins zusammengeschmolzenen menschlichen Wesen geht dies Streben auch nach aussen, und findet, durch die Vermittlung der Sprachwerkzeuge, in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht, einen ihm wundervoll angemessenen Stoff, in dem, bei der menschlichen aufrechten Stellung, die Rede frei und ruhig von den Lippen zum Ohre strömt, der das Licht der Gestirne herbeiführt, und sich, ohne sichtbare Schranken, in die Unendlichkeit ausdehnt.

25.

Indem auf diese Weise das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniss desselben zum eignen Ohre zurück; die subjective innere Handlung wird als äussres Object wieder aufgenommen. Dadurch theilt und befördert die Sprache das innerste Wesen des Denkens, das beständige Uebergehen des Subjects und Objects in einander. Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein reines Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden. Die Thätigkeit der Sinne muss sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reisst sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt, als solches aufs neue wahrgenommen, in jene zurück. Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich. Denn der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat.

26.

Wenn der unarticulirte Laut, wie immer bei den Thieren, und bisweilen beim Menschen, die Stelle der Sprache vertritt, so entpresst ihn entweder, wie bei widrigen Empfindungen, die Noth, oder es liegt ihm Absicht zum Grunde, indem er lockt, warnt, zur Hülfe herbeiruft, oder er entströmt, ohne Noth und Absicht, dem frohen Gefühle des Daseyns, dem Gefallen am Schmettern der Töne. Das Letzte ist das Poetische, ein aufglimmender Funke in der thierischen Dumpfheit. Diese verschiedenen Arten der Laute sind unter den mehr oder minder stummen und klangreichen Geschlechtern der Thiere sehr ungleich vertheilt, und verhältnissmässig wenigen ist die höhere und freudigere Gattung geworden. Es wäre auch für die Sprache belehrend, aber vielleicht unmöglich, zu ergründen, woher diese Verschiedenheit stammt. Dass die Vögel allein den Gesang besitzen, liesse sich vielleicht daraus erklären, dass sie freier, als alle andre Thiere, in dem Elemente des Tons, und in seinen reineren Regionen leben, wenn nicht so viele Gattungen derselben, gleich den auf der Erde wandelnden Thieren, an wenige einförmige Laute gebunden wären.

27.

In die Sprache gehen dieselben antreibenden Ursachen über: Noth, Absicht und Gefallen an der Rede. Aber das letzte bezieht sich in ihr auch, und hauptsächlich, auf den Gedanken, und dadurch kommt eine vierte Ursach hinzu,

das Bedürfniss der Mittheilung und Entwicklung der Ideen und Empfindungen durch Gespräch. Es gehört gewiss zu den irrigsten Behauptungen, die Entstehung der Sprachen vorzugsweise dem Bedürfniss gegenseitiger Hülfsleistung zuzuschreiben. Der Mensch im Naturstande ist nicht so bedürftig, und dazu hätten, wie man an den Thieren sieht, unarticulirte Laute ausgereicht. Die Sprache ist, auch in ihren Anfängen, durchaus menschlich. Auch die Sprachen der sogenannten Wilden, und gerade sie, besitzen eine überall über das Bedürfniss überschliessende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken, und es giebt wohl in keiner Einöde eine wandernde Familie, die nicht ihre Lieder besässe, denn der Mensch, als Thiergattung, ist wesentlich ein singendes Geschöpf, nur Ideen mit den Tönen verbindend. Der viel wesentlichere Entstehungsgrund der Sprache ist das Gefallen am Sprechen, und daher ist es auf die Bildung der Sprachen von so wichtigem Einfluss, wie schweigsam oder geschwätzig ein Volk ist.

28.

Man muss den Menschen, auch in seinen edelsten Bestrebungen, immer in seiner ganzen Natur, deren eine Seite er mit der Thierheit theilt, betrachten, und daher auch in der Sprache nicht das blossen Tönen übersehen, wodurch gleichsam der thierische Laut in den articulirten übergeht. Hierbei ist nun zunächst das Verhältniss dieses Tönens zur Ideenbezeichnung bemerkbar. Es kann dies mit dem Colorit in der Malerei verglichen werden. Die Sprachen sind darin bald reicher, bald dürftiger, bald freier von schmetterndem Geräusch, bald mehr damit überladen. Es geschieht aber auch, dass Sprachen überhaupt, oder auf gewissen Bildungsstufen mehr oder weniger ideenloses Schmettern der wirklichen Sprache beimischen, Sylben und selbst Wörter gebrauchen ohne bestimmte Einwirkung auf den Sinn, fast nur *zur* Ausfüllung des Tones. Ein gewisses Gefühl mag sich freilich mit allen dieser Art verbinden, dies aber ist auch bei dem unarticulirten Laute möglich. Durch die Cultur der Sprache fallen nun entweder diese blossen Ausfüllungsworte hinweg, oder werden im günstigeren Falle, durch künstlichere Bearbeitung, Zeichen feinerer Nuancen der Ideen oder ihrer Verbindungen.

29.

In der Natur des Tones, als solchen, liegt endlich allein die wahre Individualität jeder Sprache. Was man thun und versuchen mag, ihre Eigenthümlichkeiten zu schildern, so bestimmt man nur immer näher und näher die Gattung, welcher sie angehört; als diese und keine andere Sprache spricht sie sich nur selbst vor dem Ohre aus. Obgleich das Alphabet der ganzen Mensch-

heit von gewissen, nicht einmal sehr weiten Gränzen umschlossen ist, so hat doch jedes Volk mit eigener Sprache auch sein eignes Lautsystem in der Ausschliessung gewisser Töne, der Vorliebe für andre, der Bestimmung der verschiedenen zur Bezeichnung verschiedener Begriffe, der Behandlung der Töne in ihren Verbindungen u. s. f. Man kann dies mit dem verschiedenartigen Geschrei und den Tonarten der Thiergattungen vergleichen. Es ist darin, wenn auch die fortschreitende Entwicklung viel abschliesst, doch etwas Festes, Stammartiges, tief in den Modificationen der Sprachwerkzeuge und dem Tongefühle Gegründetes. Es unterscheidet aber noch mehr die Stämme, als die Sprachen, da in derselben Sprache einzelne Stämme von allen übrigen durchaus abweichende Töne haben, wie z. B. die Florentiner den hauchenden Kehllaut. Allein abgesehen von solchen Einzelheiten, die für die Sprache an sich zufällig erscheinen, hat das Lautsystem auf die wesentlichsten Theile einer jeden den bedeutendsten Einfluss; es ist das erste, worin man sich durchaus fest setzen muss. Freilich führt dies in eine müh[e]volle, oft ins Kleinliche gehende Elementaruntersuchung, es sind aber auch lauter in sich kleinliche Einzelheiten, auf welchen der Totaleindruck der Sprachen beruht, und nichts ist mit dem Studium derselben so unverträglich, als bloss in ihnen das Grosse, Geistige, Vorherrschende aufsuchen zu wollen. Genaues Eingehen in jede grammatische Subtiltaet, und Spalten der Wörter in ihre Elemente ist durchaus nothwendig, wenn man sich nicht in allen Urtheilen über den Bau und selbst über die Abstammung Irrthümern blossstellen will.

30.

Die wichtigste Ursach[e], aus welcher die Sprache, vermittelt des Tones, der Wirkung nach aussen bedarf, ist die Geselligkeit, zu welcher der Mensch durch seine Natur unbedingt hingewiesen wird. Es liegt in derselben aber ein zwiefaches, obgleich in einem dritten Höheren eng Verbundenes: einmal dass alle menschlichen Kräfte sich nur gesellschaftlich vollkommen entwickeln, dass es etwas Gemeinsames in dem ganzen menschlichen Geschlechte giebt, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die andren in sich tragende Bestimmung besitzt. Beides ist gerade bei der Sprache besonders wichtig. Denn je grösser und bewegter das gesellige Zusammenwirken auf sie ist, je mehr gewinnt sie unter übrigens gleichen Umständen, und auf jenem eben erwähnten Gemeinsamen beruht die Möglichkeit alles Verständnisses.

31.

Auch die Geselligkeit lässt sich ohne Einseitigkeit nicht aus dem blossen Bedürfniss ableiten. Sie beruht nicht einmal in den Thieren darauf. Keines ist

leicht so sich in seiner Starke alleingüngend, als der gerade vorzugsweise in Heerden lebende Elephant. Auch in den Thieren entspringt daher die bei einigen Gattungen grössere, bei andren geringere Neigung zur Geselligkeit aus viel tiefer in ihrem Wesen liegenden Ursachen. Es ist nur uns unmöglich, dieselben zu ergründen, weil wir uns gar keinen Begriff von der doch nicht abzuläugnenden Fähigkeit der Thiere machen können, wahrzunehmen, zu empfinden und Wahrnehmungen zu verknüpfen. Im Menschen aber ist das Denken wesentlich an gesellschaftliches Daseyn gebunden, und der Mensch bedarf, abgesehen von allen körperlichen und Empfindungsbeziehungen, zum blossen Denken eines dem Ich entsprechenden Du, der Begriff erreicht seine Bestimmtheit und Klarheit erst durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft. Er wird erzeugt, indem er sich aus der bewegten Masse des Vorstellens losreißt, und dem Subject gegenüber zum Object bildet. Es genügt jedoch nicht, dass diese Spaltung in dem Subjecte allein vorgeht, die Objectivität ist erst vollendet, wenn der Vorstellende den Gedanken wirklich ausser sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen möglich ist. Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber ist die einzige Vermittlerin die Sprache, und so entsteht auch hier ihre Nothwendigkeit zur Vollendung des Gedanken. Es liegt aber auch in der Sprache selbst ein unabänderlicher Dualismus, und alles Sprechen ist auf Anrede und Erwiederung gestellt. Das Wort ist kein Gegenstand, vielmehr den Gegenständen gegenüber etwas Subjectives, nun aber soll es im Geiste des Denkenden doch ein Object, von ihm erzeugt und auf ihn zurückwirkend seyn. Damit es sich nun von einem blossen Scheinobjecte, einem Traumbilde, unterscheide, muss es Wesenheit in einem Hörenden und Erwiedernden gewinnen. Diesen Urtypus aller Sprachen drückt das Pronomen durch die Unterscheidung der zweiten Person von der dritten aus. Ich und Er sind wirklich verschiedene Gegenstände, und mit ihnen ist eigentlich Alles erschöpft, denn sie heissen mit andren Worten Ich und Nichtich. Du aber ist ein dem Ich gegenübergestelltes Er. Indem Ich und Er auf innrer und äusserer Wahrnehmung beruhen, liegt in dem Du Spontaneität der Wahl. Es ist auch ein Nicht-Ich, aber nicht, wie das Er, in der Sphäre aller Wesen, sondern in einer andren, der eines durch Einwirkung gemeinsamen Handelns. In dem Er selbst liegt nun dadurch, ausser dem Nicht-Ich, auch ein Nicht-Du, und es ist nicht bloss einem von ihnen, sondern beiden entgegengesetzt. Dass dieselbe Pronominalform durch alle Sprachen durchgeht, zeigt, dass, nach dem Gefühl aller Völker, das Sprechen in seinem Wesen voraussetzt, dass der Sprechende, sich gegenüber, einen Angeredeten von allen Andren unterscheidet. In mehreren Amerikanischen Sprachen zeigt sich sogar darin eine besondere Sorgfalt die zweite Person herauszuheben, dass sie auch

in der ersten des Plurals durch verschiedene Formen andeuten, ob der Angeredete darunter begriffen, oder ausgeschlossen ist.

32.

Was sich auf diese Weise ergibt, wenn man den einfachen Act des Denkens zu zergliedern versucht, das wiederholt sich im geistigen Leben des Menschen unaufhörlich; die gesellige Mittheilung gewährt ihm Ueberzeugung und Anregung. Die Denkkraft bedarf etwas ihr Gleiches und doch von ihr Geschiedenes. Durch das Gleiche wird sie entzündet, durch das von ihr Geschiedne erhält sie einen Prüfstein der Wesenheit ihrer innern Erzeugungen. Denn der Mensch kann in seiner veränderlichen Beschränktheit die Wahrheit, als das schrankenlos Feste, nur als ausser sich Liegendes ansehen, und sein ganzes geistiges Streben ist ein Anringen an sie, und das mächtigste Mittel ihr nahe zu kommen, seinen Abstand von ihr zu messen, ist die gesellige Vereinigung. So ist die Sprache ein nothwendiges Erforderniss zur ersten Erzeugung des Gedanken, und zur fortschreitenden Ausbildung des Geistes.

33.

Die geistige Mittheilung setzt, von dem Einen zum Andern übergehend, in diesem etwas ihm mit jenem Gemeinsames voraus. Man versteht das gehörte Wort nur, weil man es selbst hätte sagen können. Es kann in der Seele nichts, als durch eigne Thätigkeit vorhanden seyn, und das Verstehen ist ebensowohl, als das Sprechen, selbst eine Anregung der Sprachkraft, nur in ihrer innern Empfänglichkeit, wie dieses in seiner äusseren Thätigkeit, daher es dem Menschen auch so natürlich ist, das eben Verstandene gleich wieder auszusagen. Es liegt daher in jedem Menschen die Sprache in ihrem ganzen Umfange, was aber nichts anders sagen will, als dass jeder ein durch eine bestimmt modificirte Kraft, anstossend und beschränkend, geregeltes Streben besitzt, die ganze Sprache, wie es äussere oder innere Veranlassung herbeiführt, nach und nach hervorzubringen, oder hervorgebracht zu verstehen. Diese Kraft ist, wie jede, natürlich eine individuelle, aber nach allen den Gattungsbegriffen individualisirt, vermöge welcher jede Gattung gegen eine allgemeinere höhere als Individuum genommen werden kann. Sie ist mithin die allgemeine Sprachkraft, bestimmt durch den Völkerstamm, die Nation, die Mundart, dann in ihren Lautzeichen feststehend, in der Art des Gebrauches bestimmt durch alle so mächtig auf das Gemüth einwirkenden inneren Beschaffenheiten und äusseren Zufälligkeiten, dass die Wirkung in der Sprache fühlbar wird, endlich durch die in keine allgemeinere Kategorie mehr zu bringende Individualität. Jede dieser bis zum Allgemeinen aufsteigenden Stufen bildet eine Sprachsphäre,

die durch das allem unter ihr Begriffenen Gemeinsame, und durch das von dem ausser ihr Befindlichen Verschiedne bestimmt wird. Bei jeder allgemeinen Sprachuntersuchung wird es daher zur nothwendigen Aufgabe, bei den verschiedenen in Betrachtung kommenden Punkten, z. B. beim Alphabet, die Gränzen der menschlichen Sprache überhaupt aufzusuchen, in diesem weiten Gebiete die kleineren, wieder in einander begriffenen der einzelnen Sprachgattungen abzusondern, und überall dahin zu sehen, ob diese den Begriff, von welchem aus die Eintheilung gemacht ist, erfüllen, mithin in ihrem geschichtlichen Daseyn ein durch die Idee gegebenes Ganzes bilden.

34.

Jede Vielfachheit des in sich Gleichartigen führt diese Aufgabe mit sich, und vorzugsweise bei Untersuchungen, die, wie die die Sprache betreffenden, nicht bloss historisch zu erkennen und darzustellen, sondern teleologisch auf die Sprache und den Menschen bildend zurückzuwirken geführt werden. Den allgemeinen Zusammenhang der Sprachen erklärt nun zwar allerdings die Gleichartigkeit der menschlichen Natur, in der ähnliche Kräfte nach gleichen Gesetzen wirken. Eine tiefere Untersuchung und vollere Würdigung der Sprache scheint mir aber noch viel weiter und auf einen Punkt zu führen, zu dem ich bis jetzt nur durch leichtere Betrachtungen den Weg habe bahnen wollen, und auf dem keine weitere Erklärung möglich ist, wie denn keine metaphysische d. h. auf die Ergründung des Seyns an sich gegründete Untersuchung weiter als an das Ende des zu Erklärenden zu leiten vermag. Mir nun – denn ich spreche dies lieber in dem Tone innerer Ueberzeugung, als mit der Zuversicht allgemeiner Behauptung aus – scheint das Wesen der Sprache verkannt, der geistige Process ihrer Entstehung (nicht der an sich, sondern auch der im jedesmaligen Sprechen und Verstehen) nur scheinbar erklärt, und ihre mächtige Einwirkung auf das Gemüth unrichtig gewürdigt zu werden, wenn man das Menschengeschlecht als zahllose zu derselben Gattung gehörende Naturen, und nicht vielmehr als Eine in zahllose Individuen zerspaltene betrachtet, eine Ansicht, zu der man auch in ganz andren Beziehungen, als in der der Sprache, und von ganz anderen Punkten aus gelangt. Die Verschiedenheit der beiden einander gegenüber gestellten Behauptungen ist einleuchtend, da die innere Verwandtschaft des Menschengeschlechts nach der letzteren auf der Einheit des Wesens desselben, nach der ersteren nur auf der Einheit der Idee beruht, welche dasselbe, betrachtend oder schaffend, zusammenfasst.

35.

In der Art dieser Verwandtschaft liegt das Geheimniss der menschlichen Individualität verschlossen, das man zugleich als das des menschlichen Da-

seyns ansehen kann. Es ist der Punkt, in dem sich in einem auf den irdischen folgenden Zustande vorzüglich eine Verschiedenheit erwarten lässt, die dann, wenn Bewusstseyn beide Zustände verknüpfte, zugleich eine durchgängige Umänderung aller bisherigen Ansichten hervorbringen würde. Erklären und ergründen lässt sich dies Geheimniss nicht, aber zur richtigen Erklärung der Erscheinungen und zur Richtung des intellectuellen Strebens muss man sich hüten, das wahre Wesen jener Verwandtschaft der menschlichen Individualität zu verkennen, es bloss aus logischen und discursiven Begriffen [zu] schöpfen, und es nicht vielmehr aus der Tiefe des inneren Gefühls, und in einem die Untersuchung bis zu ihren Endpunkten verfolgenden Nachdenken aufzufassen. Man gewinnt daher schon, wenn man die im Vorigen als die richtige angegebene Ansicht auch nur als geahndete Möglichkeit stehen lässt, sich nicht in die entgegengesetzte zu verschliessen.

36.

Was für mich am überzeugendsten gegen diese spricht, ist das oben Gesagte: dass auch das Verstehen ganz auf der inneren Selbstthätigkeit beruht, und das Sprechen mit einander nur ein gegenseitiges Wecken der im Hörenden befindlichen Sprachkraft ist. Das Begreifen von Worten ist durchaus etwas Andres, als das Verstehen unarticulirter Laute, und fasst weit mehr in sich, als das bloss gegenseitige Hervorrufen des Lauts und des angedeuteten Gegenstandes. Das Wort kann allerdings auch als untheilbares Ganzes genommen werden, wie man auch in der Schrift wohl den Sinn einer Wortgruppe erkennt, ohne noch ihrer alphabetischen Zusammensetzung gewiss zu seyn, und es wäre möglich, dass die Seele des Kindes in den ersten Anfängen des Verstehens so verführe. So wie aber nicht bloss das thierische Empfindungsvermögen, sondern die menschliche Sprachkraft angeregt wird (und es mag wohl auch im Kinde keinen Moment geben, wo dies, wenn auch noch so schwach, nicht der Fall wäre), so wird auch das Wort, als articulirt, genommen. Nun aber ist dasjenige, was die Articulation dem blossen Hervorrufen seiner Bedeutung (welches natürlich auch durch sie in höherer Vollkommenheit geschieht) hinzufügt, dass sie das Wort unmittelbar durch seine Form als einen Theil eines unendlichen Ganzen, einer Sprache, darstellt. Denn es ist durch sie, auch in einzelnen Wörtern, die Möglichkeit gegeben, aus den Elementen dieser eine wirklich bis ins Unendliche gehende Anzahl anderer Wörter nach bestimmenden Gefühlen und Regeln zu bilden, und dadurch unter allen Wörtern eine Verwandtschaft, entsprechend der Verwandtschaft der Begriffe, zu stiften. Die Seele würde aber von diesem künstlichen Mechanismus gar keine Ahnung erhalten, die Articulation ebenso-

wenig, als der Blinde die Farbe, begreifen, wenn ihr nicht eine Kraft beiwohnte, jene Möglichkeit zur Wirklichkeit zu bringen. Das Sprechenlernen der Kinder ist nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtniss, und Wiedernachlallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Uebung. Das Gehörte thut mehr, als bloss sich mitzuthellen, es schickt die Seele an, auch das noch nicht Gehörte leichter zu verstehen, macht längst Gehörtes, aber damals halb oder gar nicht Verstandenes, indem die Gleichartigkeit mit dem eben Vernommenen der seitdem schärfer gewordenen Kraft plötzlich einleuchtet, klar, und schärft den Drang und das Vermögen, aus dem Gehörten immer mehr und schneller in das Verständniss hinüberzuziehen, immer weniger davon als blossen Klang vorüberrauschen zu lassen. Die Fortschritte geschehen daher auch nicht, wie etwa beim Vocabellernen, in gleichmässigem, nur durch die verstärkte Uebung des Gedächtnisses wachsendem Verhältniss, sondern in beständig sich selbst steigerndem, da die Erhöhung der Kraft und die Gewinnung des Stoffs sich gegenseitig verstärken und erweitern. Dass bei den Kindern nicht ein mechanisches Lernen der Sprache, sondern eine Entwicklung der Sprachkraft vorgeht, beweist auch, dass allen menschlichen Kräften ein gewisser Zeitpunkt im Lebensalter zu ihrer Entwicklung angewiesen ist, und dass unter den verschiedenartigsten Umständen alle Kinder ungefähr in demselben, nur innerhalb eines kurzen Zeitraums schwankenden Alter sprechen und verstehen. Wie aber könnte der Hörende bloss durch das Wachsen seiner sich entwickelnden Kraft eine solche Stärke gewinnen, sich des Gesprochenen zu bemeistern, wenn nicht in dem Sprechenden und Hörenden dasselbe, nur individuell und einander angemessen getrennte Wesen wäre, so dass ein so feines, aber gerade aus der tiefsten und vollsten Natur desselben geschöpftes Zeichen, wie der articulirte Laut ist, hinreicht, beide auf übereinstimmende Weise, vermittelnd, anzuregen?

37.

Wenn dies richtig ist, so wird zugleich klar, wie Absonderung und Vermischung der Nationen die Ursache der Verschiedenheit ihrer Sprachen werden. Denn je weiter die Menschen dadurch aus einander weichen, desto mehr tritt die Trennung der Individualität der Einheit des Wesens entgegen, ob schon sich die Einheit der menschlichen Natur überhaupt auch darin beweist, dass Kinder jedes Volks, vom Mutterschoosse in jedes fremde versetzt, ihr Sprachvermögen in dessen Sprache entwickeln. Diese Erscheinung kann zwar auch gerade umgekehrt dafür angeführt werden, dass das Sprechen bloss ein Wiedergeben des Gehörten ist, und, ohne Rücksicht auf Einheit oder Verschiedenheit des Wesens, von dem Umgange abhängt. So viel man

aber der sogar vorherrschenden Gewalt der umgebenden Laute beimessen muss, so würde es willkürlich seyn, den Einfluss der Abstammung, der in diesen ausserordentlichen Fällen nur unterdrückt wird, abläugnen zu wollen. Sie übt schon einen unläugbaren auf die Stimmwerkzeuge aus, die doch individuell, und natürlich der Sprache der Väter gemäss, modificirt seyn müssen, und nun, im Aneignen und Widerstreben, diese Modification jeder Wirkung auf sie beimischen. Nichts aber steht so vereinzelt im Menschen, und auch das intellectuelle Sprachvermögen kennt gewiss eine eben solche stammartige Anlage. Dass die vaterländische Sprache für den Gebildeten und Ungebildeten eine viel grössere Stärke und Innigkeit besitzt, als eine fremde, dass sie das Ohr nach langer Entbehrung mit einer Art plötzlichen Zaubers begrüsst, und in der Ferne mit Sehnsucht berührt, dass dies gar nicht auf dem Geistigen in derselben, dem ausgedrückten Gedanken oder Gefühle, sondern gerade auf dem Unerklärlichen, dem individuellsten, auf ihrem Laute beruht, möchte wohl auch für jene wirkliche Einheit des Wesens sprechen. Es ist, als ob man mit dem heimischen Laute einen Theil seines Selbst aus dem Andren vernähme. Es lassen sich auch, wenn man nur auf Erscheinungen dieser Art hinlänglich achtet, in dem feinsten und geistigsten Gebrauche der Sprache, in der Literatur der Nationen, Individuen aufweisen, die, von Kindheit an ihrer Sprache, die sie gar nicht erlernten, entfremdet, doch immer dem Gebrauche der angeeigneten etwas beimischen, wodurch sich zeigte, dass ihre ursprüngliche Bestimmung zu einer andren Sprache, gegen die Natur ihres Wesens, zufällig verrückt worden war.

38.

Indess entstehen, auch ohne allen Einfluss der Abstammung, bloss durch den Umgang und gemeinsames Leben eigene Mundarten. Dies findet sich vorzüglich innerhalb des Kreises wirklicher Nationalsprachen bei einzelnen Classen des Volks, und die, besonders in den Amerikanischen Sprachen so häufigen eignen Mundarten der Weiber, so wie die der verschiedenen Stände im Malayischen sind von dieser Art. Es kann aber auch gemeinsame Abstammung hinzutreten, wie in der Sprache der Incas, die zugleich Familien- und Standessprache war. In allen diesen Fällen ist, wie bei der Sprachbildung überhaupt, das Princip Gemeinschaft, die sich, zufällig oder absichtlich, absondert.

39.

Wir haben im Vorigen, die Sprache als Organ des Denkens darstellend, den articulirten Laut, der ihr Wesen ausmacht, nach seiner doppelten Natur, als

Articulation (21.) und als Laut (22–38.) betrachtet. Wenden wir uns nun zu dem durch das Sprechen, oder vielmehr durch das Denken in Sprache Erzeugten, so finden wir auch da, dass die Vorstellungsart, die Sprache bezeichne bloss die wahrgenommenen Gegenstände, deren Gesamtmasse wir die Welt nennen, weit entfernt ist, ihren tiefen und vollen Gehalt zu erschöpfen. Ebenso wenig als ein Begriff ohne sie möglich ist, ebenso wenig kann es für die Seele ein Gegenstand seyn, da ja jeder äussere Gegenstand nur vermittelt des Begriffes für sie Wesenheit erhält. In die Bildung und den Gebrauch der Sprache geht nothwendig die ganze Art der subjectiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht ja aus dieser Wahrnehmung, und ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjectivität beigemischt ist, so kann man schon unabhängig von der Sprache jede menschliche Individualität als einen eignen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, da das Wort sich, der Seele gegenüber, auch wieder selbst zum Object macht, und eine neue, vom Subject sich absondernde Eigenthümlichkeit hinzubringt, so dass nunmehr in dem Begriffe ein Dreifaches liegt, der Eindruck des Gegenstandes, die Art der Aufnahme desselben im Subject, die Wirkung des Worts, als Sprachlaut. In dieser letzten herrscht in derselben Sprache nothwendig eine durchgehende Analogie, und da nun auch auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjectivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht. Dieser Ausdruck überschreitet auf keine Weise das Mass der einfachen Wahrheit. Denn der Zusammenhang aller Theile der Sprache unter einander, und der ganzen Sprache mit der Nation ist so enge, dass, wenn einmal diese Wechselwirkung eine bestimmte Richtung angebt, daraus nothwendig durchgängige Eigenthümlichkeit hervorgehen muss. Weltansicht aber ist die Sprache nicht bloss, weil sie, da jeder Begriff soll durch sie erfasst werden können, dem Umfange der Welt gleichkommen muss, sondern auch deswegen, weil erst die Verwandlung, die sie mit den Gegenständen vornimmt, den Geist zur Einsicht des von dem Begriff der Welt unzertrennlichen Zusammenhanges fähig macht. Der Mensch lebt auch hauptsächlich mit den Gegenständen, so wie sie ihm die Sprache zuführt, und da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängt, sogar ausschliesslich so. Durch denselben Act, vermöge welches der Mensch die Sprache aus sich heraus spinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede Sprache zieht um die Nation, welcher sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren Sprache hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache, auf die richtige Art benutzt, ist daher die Gewinnung eines neuen Standpunkts in

der bisherigen Weltansicht, da jede das ganze Gewebe der Begriffe und der Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält.

40.

Ich habe bisher mehr von dem Sprechen, als von der Sprache gehandelt, und hauptsächlich die Erzeugung und das Verstehen der Rede, und den Einfluss, den sie auf die Seele ausübt, geschildert. Aus dem Sprechen aber erzeugt sich die Sprache, ein Vorrath von Wörtern und System von Regeln, und wächst, sich durch die Folge der Jahrtausende hinschlingend, zu einer von dem jedesmal Redenden, dem jedesmaligen Geschlecht, der Nation, ja zuletzt selbst von der Menschheit in gewisser Art unabhängigen Macht an. Wir sind im Vorigen darauf aufmerksam geworden, dass der in Sprache aufgenommene Gedanke für die Seele zum Object wird, und eine ihr insofern als etwas Fremdes zukommende Wirkung auf sie ausübt. Aber wir haben das Object vorzüglich als aus dem Subject entstanden, die Wirkung als aus demjenigen, worauf sie zurückwirkt, hervorgegangen betrachtet. Jetzt tritt die entgegengesetzte Ansicht ein, nach welcher die Sprache wirklich ein fremdes Object, ihre Wirkung wirklich aus etwas andrem, als worauf sie wirkt, hervorgegangen ist. Denn die Sprache muss nothwendig (31.) zweien angehören, und gehört in der That dem ganzen Menschengeschlecht an, da sie nun auch in der Schrift den schlummernden Gedanken dem Geiste erweckbar erhält, so bildet sie sich ein eigenthümliches Daseyn, das zwar immer nur in jedesmaligem Denken Geltung erhalten kann, aber in seiner Totalität von diesem unabhängig ist. Die beiden hier angeregten, einander entgegengesetzten Ansichten, dass die Sprache der Seele fremd und ihr angehörend, von ihr unabhängig und abhängig ist, verbinden sich wirklich in ihr, und machen die Eigenthümlichkeit ihres Wesens aus. Es muss dieser Widerstreit auch nicht so gelöst werden, dass sie zum Theil fremd und unabhängig und zum Theil beides nicht sey. Die Sprache ist gerade insofern Object und selbständig, als sie Subject und abhängig ist. Denn sie hat nirgends, auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte, sondern muss immer im Denken aufs neue erzeugt werden, und folglich ganz in das Subject übergehen; es liegt aber in dem Act dieser Erzeugung, sie gerade ebenso zum Object zu machen; sie erfährt auf diesem Wege jedesmal die ganze Einwirkung des Individuums, aber diese Einwirkung ist schon in sich durch das, was sie wirkt und gewirkt hat, gebunden. Die wahre Lösung jenes Gegensatzes liegt in der oben (34.) angeführten Einheit der menschlichen Natur. Was aus dem stammt, was eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjects und Objects, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit in einander über. Die Sprache gehört mir an, weil ich sie hervorbringe. Sie gehört mir nicht an, weil ich sie nicht anders

hervorbringen kann, als ich thue, und da der Grund hiervon in dem Sprechen und Gesprochenhaben aller Menschengeschlechter liegt, soweit Sprachmittheilung ohne Unterbrechung unter ihnen gewesen seyn mag, so ist es die Sprache selbst, von der ich diese Einschränkung erfahre.

41.

Der fremde Einfluss, welchem der Mensch im Gebrauche der Sprache unterliegt, ist aber, ausser dem eben erwähnten der Sprache, bei dem engen Zusammenhange dieser mit seinem ganzen übrigen Wesen auch noch der, welchen Abstammung, umgebende Lage, und Art des gemeinsamen Lebens auf dieses ausüben. Dies ist bei geschichtlichen Sprachuntersuchungen vorzüglich wichtig, da man sich auf der einen Seite hüten muss, eine Sprache ganz aus den auf die Nation einwirkenden Umständen zu erklären, und auf der andren nicht vergessen darf, dass auch eine geschichtlich unläugbar überkommene Sprache durch die Nation unglaublich scheinende Abänderungen erleiden kann. Mit dieser zwiefachen Reihe verketteter Wirkungen hat man es bei Sprachuntersuchungen überall zu thun. Denn wie alle das Menschengeschlecht geschichtlich betreffende, versetzen sie immer nur in eine Mitte der Dinge, und einen Anfang sich denken, oder gar erklären zu wollen, würde auf leere Voraussetzungen führen. Auch da, wo weder Geschichte noch Ueberlieferung von einem früheren Zustand Kenntniss geben, und einen allgemeineren Zusammenhang zeigen, muss man es daher doch immer als eine Aufgabe für die überall hin gerichtete Aufmerksamkeit ansehen, irgend einen zu finden.

42.

Wenn man bedenkt, wie auf die jedesmalige Generation in einem Volk Alles das bindend einwirkt, was die Sprache desselben alle vorigen Jahrhunderte hindurch erfahren hat, und wie damit nur die Kraft der einzelnen Generation in Berührung tritt, und diese nicht einmal rein, da das aufwachsende und abtretende Geschlecht untermischt neben einander leben, so wird klar, wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen die Macht der Sprache ist. Nur durch die ungemaine Bildsamkeit der Sprache, durch die Möglichkeit, von der ich weiter unten reden werde, ihre Formen, dem allgemeinen Verständniss unbeschadet, auf sehr verschiedene Weise aufzunehmen, und durch die Gewalt, welche alles lebendig Geistige über das todt Ueberlieferte ausübt, wird das Gleichgewicht wieder einigermaßen hergestellt. Doch ist es immer die Sprache, in welcher jeder Einzelne fühlt, dass er nichts als ein Ausfluss des ganzen Menschengeschlechts ist. Nur weil doch jeder einzeln und unaufhörlich auf sie zurückwirkt, bringt doch jede Generation eine Veränderung in ihr hervor, die

sich nur in vielen der Beobachtung entzieht. Denn die Veränderung kann eine zwiefache seyn, eine in den Wörtern und Formen selbst, und eine in dem anders modificirten Gebrauche derselben, und dies letztere ist, wo Schrift und Literatur mangeln, theils geringer, theils schwieriger wahrzunehmen.

43.

Da immer nur das Vorhandene, und immer nur von einer einzelnen, gegen eine unendliche Masse anringenden Kraft verändert wird, so folgt hieraus schon von selbst, dass jede Veränderung in der Sprache und auch die Entstehung neuer Sprachen nur allmählich geschieht. Auch die Nationen, die durch den Wechsel der Jahrhunderte hindurch Hand in Hand mit den Sprachen gehn, entstehen auf keine andere Weise, und die Mittel, durch welche alle neue Sprachen (soviel wir sie zu erkennen vermögen) gebildet werden, sind Entfremdung und Beimischung. Ein Haufen eines Stammes zweigt sich ab, und setzt sich fest, wo er entweder noch niemanden antrifft, oder sich mit einem andren Stamme vermischt. Von Erfindung einer Sprache kann im Gebiete geschichtlicher Sprachuntersuchung nicht die Rede seyn, und die Ausdrücke, dass ein Volk seine Sprache schafft, dass sie aus seiner Individualitaet hervorgeht, selbst dass sie ihm ausschliesslich angehört, bedürfen der Vorsicht, um mit Richtigkeit gebraucht zu werden. Ebendies ist der Fall mit der Anwendung des Begriffes der Abstammung auf die Sprachen,* der nie so genommen werden darf, als könnte eine in ihrer Totalitaet aus einer andren hervorgehn, sondern nur so, dass sich die angebliche Muttersprache in dem Munde von Generationen, die sich absonderten und mit fremden vermischten, in eine Tochttersprache verwandelt hat. Da aber auf diese Weise mehrere Sprachen in eine neue übergehen, so misleitet die Anwendung dieses Begriffes schon darin, dass sie nach einer StammSprache suchen lässt, da alle verschiedenen Stoffe der zu untersuchenden Sprache gesondert werden sollten. Die Nationen selbst sind eben so wenig rein von einander geschieden, sondern fliessen auch in einander über, und bilden sich allmählich durch das zusammenwirkende Princip der Absonderung und des Zusammenhaltens; nur wird die so entspringende Eigenthümlichkeit erst nach vollendeter Bildung in einem gewissen Punkte sichtbar.

44.

Alle Sprachen von Völkern, zwischen denen jemals irgend eine Verbindung obgewaltet hat, müssen daher als Eine, nur durch Entfremdung und Vermischung zu mannigfaltigen Unterarten umgeänderte Sprache angesehen wer-

* Dies bemerkt schon Herr Klaproth in der *Asia polyglotta*. S. [43.]

den. Dies ist ein Hauptgrundsatz bei jeder Sprachuntersuchung, gleich wichtig um etymologisch die Gleichartigkeit der Sprachen zu prüfen, und philosophisch die Art darzustellen, wie die Sprache sich über das Menschengeschlecht verbreitet. Er beruht aber auf der einfachen, und nicht abzuläugnenden Thatsache, dass wo Menschen, die bisher ganz getrennt wohnten, einander besuchen, oder sich mit einander verbinden, [sie] nach und nach ihr ursprüngliches Reden abändern, und in ein neues, auf welches sie sich vereinigen, umwandeln, meist beide, bisweilen jedoch auch nur einer, von dem andern erst körperlich, dann geistig überwältigter. Selbst wenn das ursprüngliche Reden geschieden bleibt, gehen doch einzelne Wörter und Formen gegenseitig über. Man hat daher etymologisch die verschiedenen Elemente der Sprache und ihr Verhältniss aufzusuchen. Nur wenn alle Elemente gleichartig, und mit der Sprache eines andren Volks übereinstimmend wären, das heisst, wenn die Sprache bloss durch Abzweigung, ohne alle Mischung, entstanden wäre, könnte der Begriff der Abstammung passen. Da er aber immer zugleich früheres und späteres Daseyn in sich schliesst, so lässt sich über ihn fast niemals aus der Sprache allein entscheiden. Philosophisch kommt es nun darauf an, nachzuforschen, woran in der Sprache der Mensch am festesten hält, und in welche Verschiedenartigkeit er leichter und schwerer eingeht.

45.

Mit der in dem so eben aufgestellten Grundsatz ausgesprochenen Einheit mehrerer Sprachen ist keinesweges die Einheit einer Ursprache gemeint, sondern die, dass jede irgend ein Element in sich trägt, das auch einer andren angehört, und weil dies der Fall bei Allen ist, alle mittelbar durch einander verändert und betroffen sind. Die verschiedenen Sprachen, als neben einander bestehende Theile (Mundarten) einer alle umfassenden, nicht als in der Zeit aus einander entstanden anzusehen, ist das Eigenthümliche jener Behauptung, die übrigens gar nicht die Anmassung der Neuheit mit sich führt, sondern nur zum Zweck hat, mit Abschneidung unzeitiger Gleichnisse, die Begriffe fester zu bestimmen, und mehr mit den Thatsachen in Uebereinstimmung zu bringen. Auch die Zeitfolge der Sprachen darf bei ihrem Studium nicht verabsäumt, sie soll nur nicht unpassend eingemischt werden, und da der Anfang der meisten noch bestehenden Sprachen sich in Dunkel verliert, so tritt bei dieser Unkenntniss ihrer Zeitfolge für uns gewissermassen Gleichzeitigkeit derselben ein.

46.

Eine Ursprache anzunehmen, oder eine Verschiedenheit der Sprachen vor und nach der Vertilgung des grössten Theils des Menschengeschlechts durch

eine Flut aufzustellen, scheint mir unnütz und misleitend. Weder das Gebiet der Thatsachen, noch das reiner Begriffe vermag dahin zu führen. Es mag Eine, es mag mehrere Ursprachen gegeben haben, im strengsten Verstande, wenn das Menschengeschlecht mehr als Einen geographischen Anfangspunkt hat, in einem weniger strengen, wenn, und dies könnten gerade grosse Fluthen hervorbringen, Völker so vereinzelt worden wären, dass sich alle Spur ihres früheren Zusammenhanges in ihrer Sprache verloren hätte. Allein schwerlich werden aus den Sprachen zu schöpfende Thatsachen das eine oder das andre beweisen, und schwerlich wird es zur Erklärung von Erscheinungen in der Sprache der einen oder andren Annahme bedürfen. Den Begriff einer Ursprache, wenn man nur nichts Einzelnes daraus folgern will, kann man indess allerdings ebensowenig, als den irgend eines Anfangs des Menschengeschlechts zurückweisen, und so kann es auch, in Beziehung auf den oben (44.) aufgestellten Grundsatz, sich ereignen, dass ein abgezweigter Volkshaufe sich mit einem solchen vermischt, auf welchen niemals, auch nicht auf die mittelbarste Weise eine der Sprachen eingewirkt hat, die mit dem ersteren in Verbindung stehen. Zwei solche Völkerstämme würden dann, wenn man die Folge der Geschlechter aufsteigend verfolgt, ihre Sprache allerdings an zwei Ursprachen anknüpfen.

47.

Ueberall, wo unter den Völkern, auch noch so mittelbar, wirklicher Verkehr der Sprechenden bestanden hat, entspringt Gleichartigkeit ihrer Sprachen aus schon geformter Sprache; und umgekehrt, wenn sich solche aus geformter Sprache entsprungene Gleichartigkeit in Sprachen erkennen lässt, so beweist diese einen solchen Verkehr. Dies ist wichtig, weil dadurch wenigstens, sollte es auch wenig fruchtbar für die Anwendung seyn, der Grundsatz ausgesprochen ist, nach welchem der geschichtliche Zusammenhang der Sprachen von derjenigen Gleichartigkeit unterschieden werden kann, welche bloss in der Gleichartigkeit der menschlichen Anlagen zu suchen ist. Denn gesetzt dass die Amerikanischen Nationen einen heimathlichen Ursprung gehabt, und sich bis zur Verbreitung der noch bestehenden Sprachen mit keinen Bewohnern der übrigen Erde vermischt hätten, so wäre kein Nicht-Amerikanischer Laut in Amerika gehört worden, und so könnte es keine Gleichartigkeit zwischen den Amerikanischen und übrigen Sprachen des Erdbodens geben, die durch schon geformte Sprache entstanden wäre. Dennoch wären die allgemeinen Anlagen des Menschen doch dieselben auch in Amerika, es wäre, man leite sie nun aus einer Abstammung von Einem Menschenpaare, oder aus der Einheit der schaffenden Idee her, dieselbe Einheit

des menschlichen Wesens, ohne welche (34.) die Sprache selbst nicht möglich seyn würde, es müsste daher auch daraus nothwendig eine Gleichartigkeit der Sprachen hervorgehen. In diesem Sinne giebt es nur Eine Sprache, wie es nur Eine Menschengattung giebt, und aller Unterschied der Racen [Rassen, Hg.] weder den Begriff der Menschheit, noch die Möglichkeit regelmässiger Fortpflanzung aufhebt. Dies wird noch einleuchtender, wenn man bedenkt, dass auch die auf den Menschen, und mithin auch auf die Sprache einwirkenden Umgebungen der Natur im Grossen dieselben, und die Mittel, deren sich alle Sprachen, als Töne, bedienen, in nicht sehr weiten Gränzen eingeschlossen sind. Auch in den Sprachen von geschichtlicher Verbindung kommt diese allgemeine Gleichartigkeit, aber nur in den Theilen vor, auf welche die fremd hinzugetretenen Laute nicht eingewirkt haben, jedoch niemals rein, da in der Sprache, die bloss in der Thätigkeit des jedesmaligen Hervorbringens ihr Daseyn hat (40.), jede Einwirkung immer das Ganze durchdringt. Ob es nun hinlängliche Mittel geben mag, an den Sprachen selbst diese mögliche zwiefache Gleichartigkeit zu unterscheiden, mag für jetzt dahingestellt bleiben, es war aber nothwendig dieselbe, ihrem Begriff nach, genau zu bestimmen. Wir werden in der Folge sehr ausführlich auf diesen Punkt zurückkommen müssen, da Amerika leichter, als irgend ein Theil der alten Welt (man müsste denn etwa das mittlere Afrika ausnehmen wollen) von jeder Vermischung mit Fremden könnte frei geblieben seyn.

48.

In allen Sprachen trifft man daher Gleichartiges an, und die Hoffnung würde vergeblich seyn, in irgend einer etwas durchaus Neues zu finden. Ich läugne nicht, dass mich die grosse Aehnlichkeit der Europaeischen und mehrerer Asiatischen Sprachen zuerst zu dem Studium der Amerikanischen hingetrieben hat. Ich glaubte dort auf ein ganz fremdes Gebiet zu kommen, und auf den ersten Anblick und gewissermassen ist es auch so, aber genauere Prüfung zeigt auch da die Erscheinungen minder fremdartig. Die Aufgabe bei der Untersuchung jeder Sprache ist also das Erkennen des Charakteristischen in der Gleichartigkeit. Denn da die Sprache immer Eins ist, das heisst, da jedes in Sprache Gedachte immer aus der ganzen Sprache (oder wenn dies deutlicher scheint, der ganzen Sprachfertigkeit) des Individuum in dem jedesmaligen Augenblick hervorgeht, und mithin die ganze Sprache sich in dieser einzelnen Aeusserung ausprägt, so besteht nicht etwa das Gleichartige neben dem Charakteristischen, sondern geht in dasselbe über, das heisst die allgemeine dem ganzen Menschengeschlecht inwohnende Kraft bestimmt sich individuell. Gleichartigkeit und Individualität können daher nur in der Idee getrennt werden, und man muss, obgleich das Individuelle, als die unmittel-

bare Thatsache, bloss wahrgenommen, nicht zergliedert für den Verstand dargestellt werden kann, doch soviel als möglich beide in ihrer Einheit auffassen. Ich wünschte nicht, dass, was ich so eben vom Erscheinen der ganzen Sprache an jedem einzeln Gesprochenen sagte, möchte für eine der Uebertreibungen gehalten werden, welchen man sich in allgemeinen, von Beispielen entblösten Raisonnements leicht zu überlassen Gefahr läuft. Es soll damit ausgedrückt werden, dass in der Sprache Alles durch Jedes und Jedes durch Alles bestimmt wird, und dies ist buchstäblich wahr. Man kann an dem einfachsten Satz einen grossen Theil dieses Zusammenhanges sogar factisch nachweisen, wenn man den Satz nach allen Arten bei Sprachen möglicher Zergliederung in seine Elemente zerlegt, jedes Element in alle Kategorien bringt, die ihm entsprechen, es dort mit den in derselben mit ihm begriffenen, und darauf die Kategorien selbst unter einander vergleicht, und immer so fortfährt, alle bestimmende Beziehungen der Sprache durchzugehen und zu untersuchen, wie die in jeder geltende Bestimmung auch das Element des gegebenen Satzes bestimmt. Unendlich Vieles beruht indess freilich auf nicht darstellbaren Analogieen des Sprachgefühls.

H. Paul

Prinzipien der Sprachgeschichte: Allgemeines über das Wesen der Sprachentwicklung

Erstes Kapitel

Allgemeines über das Wesen der Sprachentwicklung

§ 11. Es ist von fundamentaler Bedeutung für den Geschichtsforscher, dass er sich Umfang und Natur des Gegenstandes genau klar macht, dessen Entwicklung er zu untersuchen hat. Man hält das leicht für eine selbstverständliche Sache, in Bezug auf welche man gar nicht irre gehen könne. Und doch liegt gerade hier der Punkt, in welchem die Sprachwissenschaft die Versäumnis von Dezennien noch nicht lange angefangen hat nachzuholen.

Die historische Grammatik ist aus der älteren bloss deskriptiven Grammatik hervorgegangen, und sie hat noch sehr vieles von derselben beibehalten. Wenigstens in der zusammenfassenden Darstellung hat sie durchaus die alte Form bewahrt. Sie hat nur eine Reihe von deskriptiven Grammatiken parallel aneinander gefügt. Das Vergleichen, nicht die Darlegung der Entwicklung ist zunächst als das eigentliche Charakteristikum der neuen Wissenschaft aufgefasst. Man hat die vergleichende Grammatik, die sich mit dem gegenseitigen Verhältnis verwandter Sprachfamilien beschäftigt, deren gemeinsame Quelle für uns verloren gegangen ist, sogar in Gegensatz zu der historischen gesetzt, die von einem durch die Überlieferung gegebenen Ausgangspunkte die Weiterentwicklung verfolgt. Und noch immer liegt vielen Sprachforschern und Philologen der Gedanke sehr fern, dass beides nur ein und dieselbe Wissenschaft ist, mit der gleichen Aufgabe, der gleichen Methode, nur dass das Verhältnis zwischen dem durch Überlieferung gegebenen und der kombinatorischen Tätigkeit sich verschieden gestaltet. Aber auch auf dem Gebiet der historischen Grammatik im engeren Sinne hat man die selbe Art des Vergleichens angewandt: man hat deskriptive Grammatiken verschiedener Perioden aneinander gereiht. Zum Teil ist es das praktische Bedürfnis, welches für systematische Darstellung ein solches Verfahren gefordert hat und bis zu einem gewissen Grade immer fordern wird. Es ist aber nicht zu leugnen, dass auch die ganze Anschauung von der Sprachentwicklung unter dem Banne dieser Darstellungsweise gestanden hat und zum Teil noch steht.

Die deskriptive Grammatik verzeichnet, was von grammatischen Formen und Verhältnissen innerhalb einer Sprachgenossenschaft zu einer gewissen

Zeit üblich ist, was von einem jedem gebraucht werden kann, ohne vom andern missverstanden zu werden und ohne ihn fremdartig zu berühren. Ihr Inhalt sind nicht Tatsachen, sondern nur eine Abstraktion aus den beobachteten Tatsachen. Macht man solche Abstraktionen innerhalb der selben Sprachgenossenschaft zu verschiedenen Zeiten, so werden sie verschieden ausfallen. Man erhält durch Vergleichung die Gewissheit, dass sich Umwälzungen vollzogen haben, man entdeckt wohl auch eine gewisse Regelmässigkeit in dem gegenseitigen Verhältnis, aber über das eigentliche Wesen der vollzogenen Umwälzung wird man auf diese Weise nicht aufgeklärt. Der Kausalzusammenhang bleibt verschlossen, so lange man nur mit diesen Abstraktionen rechnet, als wäre die eine wirklich aus der andern entstanden. Denn zwischen Abstraktionen gibt es überhaupt keinen Kausalnexus, sondern nur zwischen realen Objekten und Tatsachen. So lange man sich mit der deskriptiven Grammatik bei den ersteren beruhigt, ist man noch sehr weit entfernt von einer wissenschaftlichen Erfassung des Sprachlebens.

§ 12. Das wahre Objekt für den Sprachforscher sind vielmehr sämtliche Äusserungen der Sprechthätigkeit an sämtlichen Individuen in ihrer Wechselwirkung aufeinander. Alle Lautkomplexe, die irgend ein Einzelner je gesprochen, gehört oder vorgestellt hat mit den damit assoziierten Vorstellungen, deren Symbole sie gewesen sind, alle die mannigfachen Beziehungen, welche die Sprachelemente in den Seelen der Einzelnen eingegangen sind, fallen in die Sprachgeschichte, müssten eigentlich alle bekannt sein, um ein vollständiges Verständnis der Entwicklung zu ermöglichen. Man halte mir nicht entgegen, dass es unnütz sei eine Aufgabe hinzustellen, deren Unlösbarkeit auf der Hand liegt. Es ist schon deshalb von Wert sich das Idealbild einer Wissenschaft in seiner ganzen Reinheit zu vergegenwärtigen, weil wir uns dadurch des Abstandes bewusst werden, in welchem unser Können dazu steht, weil wir daraus lernen, dass und warum wir uns in so vielen Fragen bescheiden müssen, weil dadurch die Superklugheit gedemütigt wird, die mit einigen geistreichen Gesichtspunkten die kompliziertesten historischen Entwicklungen begriffen zu haben meint. Eine unvermeidliche Notwendigkeit aber ist es für uns, uns eine allgemeine Vorstellung von dem Spiel der Kräfte in diesem ganzen massenhaften Getriebe zu machen, die wir beständig vor Augen haben müssen, wenn wir die wenigen dürftigen Fragmente, die uns daraus wirklich gegeben sind, richtig einzuordnen versuchen wollen.

Nur ein Teil dieser wirkenden Kräfte tritt in die Erscheinung. Nicht bloss das Sprechen und Hören sind sprachgeschichtliche Vorgänge, auch nicht

bloss weiterhin die dabei erregten Vorstellungen und die beim leisen Denken durch das Bewusstsein ziehenden Sprachgebilde. Vielleicht der bedeutendste Fortschritt, den die neuere Psychologie gemacht hat, besteht in der Erkenntnis, dass eine ganze Menge von psychischen Vorgängen sich ohne klares Bewusstsein vollziehen, und dass Alles, was je im Bewusstsein gewesen ist, als ein wirksames Moment im Unbewussten bleibt. Diese Erkenntnis ist auch für die Sprachwissenschaft von der grössten Tragweite und ist von Steinthal in ausgedehntem Masse für dieselbe verwertet worden. Alle Äusserungen der Sprechfähigkeit fliessen aus diesem dunklen Raume des Unbewussten in der Seele. In ihm liegt alles, was der Einzelne von sprachlichen Mitteln zur Verfügung hat, und wir dürfen sagen sogar etwas mehr, als worüber er unter gewöhnlichen Umständen verfügen kann, als ein höchst kompliziertes psychisches Gebilde, welches aus mannigfach untereinander verschlungenen Vorstellunggruppen besteht. Wir haben hier nicht die allgemeinen Gesetze zu betrachten, nach welchen diese Gruppen sich bilden. Ich verweise dafür auf Steinthals Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft. Es kommt hier nur darauf an uns ihren Inhalt und ihre Wirksamkeit zu veranschaulichen.¹

1 Ich glaube an diesen Anschauungen festhalten zu müssen trotz dem Widerspruch neuerer Psychologen, die es für unzulässig erklären, mit Unbewusstem in der Seele zu operieren, zu denen insbesondere Wundt gehört. Nach Wundt existiert nichts Geistiges ausserhalb des Bewusstseins; was aufhört, bewusst zu sein, hinterlässt nur eine physische Nachwirkung. Durch diese müsste demnach der unleugbare Zusammenhang zwischen früheren und späteren Bewusstseinsakten vermittelt sein; durch diese müsste es ermöglicht werden, dass etwas, was früher einmal im Bewusstsein war, von neuem ins Bewusstsein treten kann, ohne dass ein neuer sinnlicher Eindruck die unmittelbare Ursache ist. Vorausgesetzt, es verhielte sich wirklich so, so ist darauf zu sagen, dass uns diese physischen Nachwirkungen, deren Vorhandensein ich durchaus nicht leugnen will, trotz aller Physiologie und Experimentalpsychologie noch recht unbekannt sind, und dass, auch wenn sie viel bekannter wären, doch nicht abzusehen ist, wie sich daraus die ohne sinnliche Eindrücke entstehenden Bewusstseinsvorgänge ableiten liessen. Es bleibt also doch nichts übrig, wenn man überhaupt einen Zusammenhang zwischen den früheren und späteren Bewusstseinsvorgängen erkennen will, als auf psychischem Gebiete zu bleiben und sich die Vermittelung nach Analogie der Bewusstseinsvorgänge zu denken. Man wird der Anschauung, an die ich mich angeschlossen habe, mindestens das gleiche Recht einräumen dürfen wie einer naturwissenschaftlichen Hypothese, vermittelst deren es gelingt, einen Zusammenhang zwischen den einzelnen Tatsachen herzustellen, und zu berechnen, was unter bestimmten Bedingungen eintreten muss. Dass diese Anschauung wirklich etwas Entsprechendes leistet, dafür bringt, denke ich, auch mein Buch reichliche Beweise.

Sie sind ein Produkt aus alledem, was früher einmal durch Hören anderer, durch eigenes Sprechen und durch Denken in den Formen der Sprache in das Bewusstsein getreten ist. Durch sie ist die Möglichkeit gegeben, dass das, was früher einmal im Bewusstsein war, unter günstigen Bedingungen wieder in dasselbe zurücktreten kann, also auch, dass das, was früher einmal verstanden oder gesprochen ist, wieder verstanden oder gesprochen werden kann. Man muss nach dem schon erwähnten allgemeinen Gesetze daran festhalten, dass schlechthin keine durch die Sprechfähigkeit in das Bewusstsein eingeführte Vorstellung² spurlos verloren geht, mag die Spur auch häufig so schwach sein, dass ganz besondere Umstände, wie sie vielleicht nie eintreten, erforderlich sind, um ihr die Fähigkeit zu geben wieder bewusst zu werden. Die Vorstellungen werden gruppenweise ins Bewusstsein eingeführt und bleiben daher als Gruppen im Unbewussten. Es assoziieren sich die Vorstellungen auf einander folgende Klänge, nach einander ausgeführter Bewegungen der Sprechorgane zu einer Reihe. Die Klangreihen und die Bewegungsreihen assoziieren sich untereinander. Mit beiden assoziieren sich die Vorstellungen, für die sie als Symbole dienen, nicht bloss die Vorstellungen von Wortbedeutungen, sondern auch die Vorstellungen von syntaktischen Verhältnissen. Und nicht bloss die einzelnen Wörter, sondern grössere Lautreihen, ganze Sätze assoziieren sich unmittelbar mit dem Gedankeninhalt, der in sie gelegt worden ist. Diese wenigstens ursprünglich durch die Aussenwelt gegebenen Gruppen organisieren sich nun in der Seele jedes Individuums zu weit reicheren und verwickelteren Verbindungen, die sich nur zum kleinsten Teile bewusst vollziehen und dann auch unbewusst weiter wirken, zum bei weitem grösseren Teile niemals wenigstens zu klarem Bewusstsein gelangen und nichtsdestoweniger wirksam sind. So assoziieren sich die verschiedenen Gebrauchsweisen, in denen man ein Wort, eine Redensart kennen gelernt hat, unter einander. So assoziieren sich die verschiedenen Kasus des gleichen Nomens, die verschiedenen tempora, modi, Personen des gleichen Verbums, die verschiedenen Ableitungen aus der gleichen Wurzel vermöge der Verwandtschaft des Klanges und der Bedeutung; ferner alle Wörter von gleicher Funktion, z. B. alle Substantiva, alle Adjektiva, alle Verba; ferner die mit gleichen Suffixen gebildeten Ableitungen aus verschiedenen Wurzeln; ferner die ihrer Funktion nach gleichen Formen verschiedener Wörter, also z. B. alle Plurale, alle Genitive, alle Passive, alle Perfekta, alle Konjunktive, alle ersten Personen;

2 Wenn ich hier und im Folgenden von Vorstellungen rede, so bemerke ich dazu ein für alle Mal, daß ich dabei auch die begleitenden Gefühle und Strebungen mit einrechne.

ferner die Wörter von gleicher Flexionsweise, z. B. im Nhd. alle schwachen Verba im Gegensatz zu den starken, alle Masculina, die den Plural mit Umlaut bilden im Gegensatz zu den nicht umlautenden; auch Wörter von nur partiell gleicher Flexionsweise können sich im Gegensatz zu stärker abweichenden zu Gruppen zusammenschließen; ferner assoziieren sich in Form oder Funktion gleiche Satzformen. Und so gibt es noch eine Menge Arten von zum Teil mehrfach vermittelten Assoziationen, die eine grössere oder geringere Bedeutung für das Sprachleben haben. Alle diese Assoziationen können ohne klares Bewusstsein zu Stande kommen und sich wirksam erweisen, und sie sind durchaus nicht mit den Kategorien zu verwechseln, die durch die grammatische Reflexion abstrahiert werden, wenn sie sich auch gewöhnlich mit diesen decken.

§ 13. Es ist ebenso bedeutsam als selbstverständlich, dass dieser Organismus von Vorstellungsgruppen sich bei jedem Individuum in stetiger Veränderung befindet. Erstlich verliert jedes einzelne Moment, welches keine Kräftigung durch Erneuerung des Eindruckes oder durch Wiedereinführung in das Bewusstsein empfängt, fort und fort an Stärke. Zweitens wird durch jede Tätigkeit des Sprechens, Hörens oder Denkens etwas Neues hinzugefügt. Selbst bei genauer Wiederholung einer früheren Tätigkeit erhalten wenigstens bestimmte Momente des schon bestehenden Organismus eine Kräftigung. Und selbst, wenn jemand schon eine reiche Betätigung hinter sich hat, so ist doch immer noch Gelegenheit genug zu etwas Neuem geboten, ganz abgesehen davon, dass etwas bisher in der Sprache nicht Übliches eintritt, mindestens zu neuen Variationen der alten Elemente. Drittens werden sowohl durch die Abschwächung als durch die Verstärkung der alten Elemente als endlich durch den Hinzutritt neuer die Assoziationsverhältnisse innerhalb des Organismus allemal verschoben. Wenn daher auch der Organismus bei den Erwachsenen im Gegensatz zu dem Entwicklungsstadium der frühesten Kindheit eine gewisse Stabilität hat, so bleibt er doch immer noch mannigfaltigen Schwankungen ausgesetzt.

Ein anderer gleich selbstverständlicher, aber auch gleich wichtiger Punkt, auf den ich hier hinweisen muss, ist folgender: der Organismus der auf die Sprache bezüglichen Vorstellungsgruppen entwickelt sich bei jedem Individuum auf eigentümliche Weise, gewinnt aber auch bei jedem eine eigentümliche Gestalt. Selbst wenn er sich bei verschiedenen ganz aus den gleichen Elementen zusammensetzen sollte, so werden doch diese Elemente in verschiedener Reihenfolge, in verschiedener Gruppierung, mit verschiedener Intensität, dort zu häufigeren, dort zu selteneren Malen in die Seele eingeführt sein, und wird sich danach ihr gegenseitiges Machtverhältnis und damit ihre

Gruppierungsweise verschieden gestalten, selbst wenn wir die Verschiedenheit in den allgemeinen und besonderen Fähigkeiten der Einzelnen gar nicht berücksichtigen.

Schon bloss aus der Beachtung der unendlichen Veränderlichkeit und der eigentümlichen Gestaltung eines jeden einzelnen Organismus ergibt sich die Notwendigkeit einer unendlichen Veränderlichkeit der Sprache im ganzen und einer fortwährenden Herausbildung von dialektischen Verschiedenheiten.

§ 14. Die geschilderten psychischen Organismen sind die eigentlichen Träger der historischen Entwicklung. Das wirklich Gesprochene hat gar keine Entwicklung. Es ist eine irreführende Ausdrucksweise, wenn man sagt, dass ein Wort aus einem in einer früheren Zeit gesprochenen Worte entstanden sei. Als physiologisch-physikalisches Produkt geht das Wort spurlos unter, nachdem die dabei in Bewegung gesetzten Körper wieder zur Ruhe gekommen sind. Und ebenso vergeht der physische Eindruck auf den Hörenden. Wenn ich die selben Bewegungen der Sprechorgane, die ich das erste Mal gemacht habe, ein zweites, drittes, viertes Mal wiederhole, so besteht zwischen diesen vier gleichen Bewegungen keinerlei physischer Kausalnexus, sondern sie sind unter einander nur durch den psychischen Organismus vermittelt. Nur in diesem bleibt die Spur alles Geschehenen, wodurch weiteres Geschehen veranlasst werden kann, nur in diesem sind die Bedingungen geschichtlicher Entwicklung gegeben.

Das physische Element der Sprache hat lediglich die Funktion die Einwirkung der einzelnen psychischen Organismen auf einander zu vermitteln, ist aber für diesen Zweck unentbehrlich, weil es, wie schon in der Einleitung nachdrücklich hervorgehoben ist, keine direkte Einwirkung einer Seele auf die andere gibt. Wiewohl an sich nur rasch vorübergehende Erscheinung, verhilft es doch durch sein Zusammenwirken mit den psychischen Organismen diesen zu der Möglichkeit auch nach ihrem Untergange Wirkungen zu hinterlassen. Da ihre Wirkung mit dem Tode des Individuums aufhört, so würde die Entwicklung einer Sprache auf die Dauer einer Generation beschränkt sein, wenn nicht nach und nach immer neue Individuen dazu träten, in denen sich unter der Einwirkung der schon bestehenden neue Sprachorganismen erzeugten. Dass die Träger der historischen Entwicklung einer Sprache stets nach Ablauf eines verhältnismässig kurzen Zeitraumes sämtlich untergegangen und durch neue ersetzt sind, ist wieder eine höchst einfache, aber darum nicht minder beherzigenswerte und nicht minder häufig übersehene Wahrheit.

§ 15. Sehen wir nun, wie sich bei dieser Natur des Objekts die Aufgabe des Geschichtsschreibers stellt. Der Beschreibung von Zuständen wird er nicht entraten können, da er es mit grossen Komplexen von gleichzeitig neben einander liegenden Elementen zu tun hat. Soll aber diese Beschreibung eine wirklich brauchbare Unterlage für die historische Betrachtung werden, so muss sie sich an die realen Objekte halten, d.h. an die eben geschilderten psychischen Organismen. Sie muss ein möglichst getreues Bild derselben liefern, sie muss nicht bloss die Elemente, aus denen sie bestehen, vollständig aufzählen, sondern auch das Verhältnis derselben zu einander veranschaulichen, ihre relative Stärke, die mannigfachen Verbindungen, die sie unter einander eingegangen sind, den Grad der Enge und Festigkeit dieser Verbindungen; sie muss, wollen wir es populärer ausdrücken, uns zeigen, wie sich das Sprachgefühl verhält. Um den Zustand einer Sprache vollkommen zu beschreiben, wäre es eigentlich erforderlich, an jedem einzelnen der Sprachgenossenschaft angehörigen Individuum das Verhalten der auf die Sprache bezüglichen Vorstellungsmassen vollständig zu beobachten und die an den einzelnen gewonnenen Resultate unter einander zu vergleichen. In Wirklichkeit müssen wir uns mit etwas viel Unvollkommenerem begnügen, was mehr oder weniger, immer aber sehr beträchtlich hinter dem Ideal zurückbleibt.

Wir sind häufig auf die Beobachtung einiger wenigen Individuen, ja eines einzelnen beschränkt und vermögen auch den Sprachorganismus dieser wenigen oder dieses einzelnen nur partiell zu erkennen. Aus der Vergleichung der einzelnen Sprachorganismen lässt sich ein gewisser Durchschnitt gewinnen, wodurch das eigentlich Normale in der Sprache, der Sprachusus bestimmt wird. Dieser Durchschnitt kann natürlich um so sicherer festgestellt werden, je mehr Individuen und je vollständiger jedes einzelne beobachtet werden kann. Je unvollständiger die Beobachtung ist, um so mehr Zweifel bleiben zurück, was individuelle Eigentümlichkeit und was allen oder den meisten gemein ist. Immer beherrscht der Usus, auf dessen Darstellung die Bestrebungen des Grammatikers fast allein gerichtet zu sein pflegen, die Sprache der Einzelnen nur bis zu einem gewissen Grade, daneben steht immer vieles, was nicht durch den Usus bestimmt ist, ja ihm direkt widerspricht.

Der Beobachtung eines Sprachorganismus stellen sich auch im günstigsten Falle die grössten Schwierigkeiten in den Weg. Direkt ist er überhaupt nicht zu beobachten. Denn er ist ja etwas unbewusst in der Seele Ruhendes. Er ist immer nur zu erkennen an seinen Wirkungen, den einzelnen Akten der Sprechthätigkeit. Erst mit Hilfe von vielen Schlüssen kann aus diesem ein Bild von den im Unbewussten lagernden Vorstellungsmassen gewonnen werden.

Von den physischen Erscheinungen der Sprechfähigkeit sind die akustischen der Beobachtung am leichtesten zugänglich. Freilich aber sind die Resultate unserer Gehörschwärnehmung grösstenteils schwer genau zu messen und zu definieren, und noch schwerer lässt sich von ihnen eine Vorstellung geben ausser wieder durch indirekte Mitteilung für das Gehör. Weniger unmittelbar der Beobachtung zugänglich, aber einer genaueren Bestimmung und Beschreibung fähig sind die Bewegungen der Sprechorgane. Dass es keine andere exakte Darstellung der Laute einer Sprache gibt, als diejenige, die uns lehrt, welche Organbewegungen erforderlich sind, um sie hervorzu- bringen, das bedarf heutzutage keines Beweises mehr. Das Ideal einer solchen Darstellungsweise ist nur da annähernd zu erreichen, wo wir in der Lage sind, Beobachtungen an lebendigen Individuen zu machen. Wo wir nicht so glücklich sind, muss uns dies Ideal wenigstens immer vor Augen schweben, müssen wir uns bestreben, ihm so nahe als möglich zu kommen, aus dem Surrogate der Buchstabenschrift die lebendige Erscheinung, so gut es gehen will, herzustellen. Dies Bestreben kann aber nur demjenigen glücken, der einigermaßen lautphysiologisch geschult ist, der bereits Beobachtungen an lebenden Sprachen gemacht hat, die er auf die toten übertragen kann, der sich ausserdem eine richtige Vorstellung über das Verhältnis von Sprache und Schrift gebildet hat. Es eröffnet sich also schon hier ein weites Feld für die Kombination, schon hier zeigt sich Vertrautheit mit den Lebensbedingungen des Objekts als notwendiges Erfordernis.

Die psychische Seite der Sprechfähigkeit ist wie alles Psychische überhaupt unmittelbar nur durch Selbstbeobachtung zu erkennen. Alle Beobachtung an andern Individuen gibt uns zunächst nur physische Tatsachen. Diese auf psychische zurückzuführen gelingt nur mit Hilfe von Analogieschlüssen auf Grundlage dessen, was wir an der eigenen Seele beobachtet haben. Immer von neuem angestellte exakte Selbstbeobachtung, sorgfältige Analyse des eigenen Sprachgefühls ist daher unentbehrlich für die Schulung des Sprachforschers. Die Analogieschlüsse sind dann natürlich am leichtesten bei solchen Objekten, die dem eigenen Ich am ähnlichsten sind. An der Muttersprache lässt sich daher das Wesen der Sprechfähigkeit leichter erfassen als an irgend einer anderen. Ferner ist man natürlich wieder viel besser daran, wo man Beobachtungen am lebenden Individuum anstellen kann, als wo man auf die zufälligen Reste der Vergangenheit angewiesen ist. Denn nur am lebenden Individuum kann man Resultate gewinnen, die von jedem Verdachte der Fälschung frei sind, nur hier kann man seine Beobachtungen beliebig vervollständigen und methodische Experimente machen.

Eine solche Beschreibung eines Sprachzustandes zu liefern, die im Stande ist eine durchaus brauchbare Unterlage für die geschichtliche Forschung zu

liefern,³ ist daher keine leichte, unter Umständen eine höchst schwierige Aufgabe, zu deren Lösung bereits Klarheit über das Wesen des Sprachlebens gehört, und zwar in um so höherem Grade, je unvollständiger und unzuverlässiger das zu Gebote stehende Material, und je verschiedener die darzustellende Sprache von der Muttersprache des Darstellers ist. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die gewöhnlichen Grammatiken weit hinter unseren Ansprüchen zurückbleiben. Unsere herkömmlichen grammatischen Kategorien sind ein sehr ungenügendes Mittel die Gruppierungsweise der Sprachelemente zu veranschaulichen. Unser grammatisches System ist lange nicht fein genug gegliedert, um der Gliederung der psychologischen Gruppen adäquat sein zu können. Wir werden noch vielfach Veranlassung haben die Unzulänglichkeit desselben im einzelnen nachzuweisen. Es verführt ausserdem dazu das, was aus einer Sprache abstrahiert ist, in ungehöriger Weise auf eine andere zu übertragen. Selbst wenn man sich im Kreise des Indogermanischen hält, erzeugt die Anwendung der gleichen grammatischen Schablone viele Verkehrtheiten. Sehr leicht wird das Bild eines bestimmten Sprachzustandes getrübt, wenn dem Betrachter eine nahe verwandte Sprache oder eine ältere oder jüngere Entwicklungsstufe bekannt ist. Da ist die grösste Sorgfalt erforderlich, dass sich nichts Fremdartiges einmische. Nach dieser Seite hin hat gerade die historische Sprachforschung viel gesündigt, indem sie das, was sie aus der Erforschung des älteren Sprachzustandes abstrahiert hat, einfach auf den jüngeren übertragen hat. So ist etwa die Bedeutung eines Wortes nach seiner Etymologie bestimmt, während doch jedes Bewusstsein von dieser Etymologie bereits geschwunden und eine selbständige Entwicklung der Bedeutung eingetreten ist. So sind in der Flexionslehre die Rubriken der ältesten Periode durch alle folgenden Zeiten beibehalten worden, ein Verfahren, wobei zwar die Nachwirkungen der ursprünglichen Verhältnisse zu Tage treten, aber nicht die neue psychische Organisation der Gruppen.

§ 16. Ist die Beschreibung verschiedener Epochen einer Sprache nach unseren Forderungen eingerichtet, so ist damit eine Bedingung erfüllt, wodurch es möglich wird sich aus der Vergleichung der verschiedenen Beschreibungen eine Vorstellung von den stattgehabten Vorgängen zu bilden. Dies wird natürlich um so besser gelingen, je näher sich die mit einander verglichenen Zustände stehen. Doch selbst die leichteste Veränderung des Usus pflegt be-

3 Übrigens muss das, was wir hier von der wissenschaftlichen Grammatik verlangen, auch von der praktischen gefordert werden, nur mit den Einschränkungen, welche die Fassungskraft der Schüler notwendig macht. Denn das Ziel der praktischen Grammatik ist ja doch die Einführung in das fremde Sprachgefühl.

reits die Folge des Zusammenwirkens einer Reihe von Einzelvorgängen zu sein, die sich zum grossen Teile oder sämtlich unserer Beobachtung entziehen.

Suchen wir zunächst ganz im allgemeinen festzustellen: was ist die eigentliche Ursache für die Veränderungen des Sprachusus? Veränderungen, welche durch die bewusste Absicht einzelner Individuen zu Stande kommen, sind nicht absolut ausgeschlossen. Grammatiker haben an der Fixierung der Schriftsprachen gearbeitet. Die Terminologie der Wissenschaften, Künste und Gewerbe ist durch Lehrmeister, Forscher und Entdecker geregelt und bereichert. In einem despotischen Reiche mag die Laune des Monarchen hie und da in einem Punkte eingegriffen haben. Überwiegend aber hat es sich dabei nicht um die Schöpfung von etwas ganz Neuem gehandelt, sondern nur um die Regelung eines Punktes, in welchem der Gebrauch noch schwankte, und die Bedeutung dieser willkürlichen Festsetzung ist verschwindend gegenüber den langsamen, ungewollten und unbewussten Veränderungen, denen der Sprachusus fortwährend ausgesetzt ist. Die eigentliche Ursache für die Veränderung des Usus ist nichts anderes als die gewöhnliche Sprechthätigkeit. Bei dieser ist jede absichtliche Einwirkung auf den Usus ausgeschlossen. Es wirkt dabei keine andere Absicht als die auf das augenblickliche Bedürfnis gerichtete Absicht seine Wünsche und Gedanken anderen verständlich zu machen. Im übrigen spielt der Zweck bei der Entwicklung des Sprachusus keine andere Rolle als diejenige, welche ihm Darwin in der Entwicklung der organischen Natur angewiesen hat: die grössere oder geringere Zweckmässigkeit der entstandenen Gebilde ist bestimmend für Erhaltung oder Untergang derselben.

§ 17. Wenn durch die Sprechthätigkeit der Usus verschoben wird, ohne dass dies von irgend jemand gewollt ist, so beruht das natürlich darauf, dass der Usus die Sprechthätigkeit nicht vollkommen beherrscht, sondern immer ein bestimmtes Mass individueller Freiheit übrig lässt. Die Betätigung dieser individuellen Freiheit wirkt zurück auf den psychischen Organismus des Sprechenden, wirkt aber zugleich auch auf den Organismus der Hörenden. Durch die Summierung einer Reihe solcher Verschiebungen in den einzelnen Organismen, wenn sie sich in der gleichen Richtung bewegen, ergibt sich dann als Gesamtergebnis eine Verschiebung des Usus. Aus dem anfänglich nur Individuellen bildet sich ein neuer Usus heraus, der eventuell den alten verdrängt. Daneben gibt es eine Menge gleichartiger Verschiebungen in den einzelnen Organismen, die, weil sie sich nicht gegenseitig stützen, keinen solchen durchschlagenden Erfolg haben.

Es ergibt sich demnach, dass sich die ganze Prinzipienlehre der Sprachgeschichte um die Frage konzentriert: wie verhält sich der Sprach-

usus zur individuellen Sprechfähigkeit? wie wird diese durch jenen bestimmt und wie wirkt sie umgekehrt auf ihn zurück?⁴

Es handelt sich darum, die verschiedenen Veränderungen des Usus, wie sie bei der Sprachentwicklung vorkommen, unter allgemeine Kategorien zu bringen und jede einzelne Kategorie nach ihrem Werden und ihren verschiedenen Entwicklungsstadien zu untersuchen. Um hierbei zum Ziele zu gelangen, müssen wir uns an solche Fälle halten, in denen diese einzelnen Entwicklungsstadien möglichst vollständig und klar vorliegen. Deshalb liefern uns im allgemeinen die modernen Epochen das brauchbarste Material. Doch auch die geringste Veränderung des Usus ist bereits ein komplizierter Prozess, den wir nicht begreifen ohne Berücksichtigung der individuellen Modifikation des Usus. Da, wo die gewöhnliche Grammatik zu sondern und Grenzlinien zu ziehen pflegt, müssen wir uns bemühen alle möglichen Zwischenstufen und Vermittelungen aufzufinden.

Auf allen Gebieten des Sprachlebens ist eine allmählich abgestufte Entwicklung möglich. Diese sanfte Abstufung zeigt sich einerseits in den Modifikationen, welche die Individualsprachen erfahren, anderseits in dem Verhalten der Individualsprachen zu einander. Dies im einzelnen zu zeigen ist die Aufgabe meines ganzen Werkes. Hier sei zunächst nur noch darauf hingewiesen, dass der einzelne zu dem Sprachmateriale seiner Genossenschaft teils ein aktives, teils ein nur passives Verhältnis haben kann, d. h. nicht alles, was er hört und versteht, wendet er auch selbst an. Dazu kommt, dass von dem Sprachmateriale, welches viele Individuen übereinstimmend anwenden, doch der eine dieses, der andere jenes bevorzugt. Hierauf beruht ganz besonders die Abweichung auch zwischen den einander am nächsten stehenden Individualsprachen und die Möglichkeit einer allmählichen Verschiebung des Usus.

4 Hieraus erhellt auch, dass Philologie und Sprachwissenschaft ihr Gebiet nicht so gegen einander abgrenzen dürfen, dass die eine immer nur die fertigen Resultate der andern zu benutzen brauchte. Man könnte den Unterschied zwischen der Sprachwissenschaft und der philologischen Behandlung der Sprache nur so bestimmen, dass die erstere sich mit den allgemeinen usuell feststehenden Verhältnissen der Sprache beschäftigt, die letztere mit ihrer individuellen Anwendung. Nun kann aber die Leistung eines Schriftstellers nicht gehörig gewürdigt werden ohne richtige Vorstellungen über das Verhältnis seiner Produkte zu der Gesamtorganisation seiner Sprachvorstellungen und über das Verhältnis dieser Gesamtorganisation um allgemeinen Usus. Umgekehrt kann die Umgestaltung des Usus nicht begriffen werden ohne ein Studium der individuellen Sprechfähigkeit. Im übrigen verweise ich auf Brugmann, Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft, S. 1 ff.

§ 18. Die Sprachveränderungen vollziehen sich an dem Individuum teils durch seine spontane Tätigkeit, durch Sprechen und Denken in den Formen der Sprache, teils durch die Beeinflussung, die es von andern Individuen erleidet. Eine Veränderung des Usus kann nicht wohl zu Stande kommen, ohne dass beides zusammenwirkt. Der Beeinflussung durch andere bleibt das Individuum immer ausgesetzt, auch wenn es schon das Sprachübliche vollständig in sich aufgenommen hat. Aber die Hauptperiode der Beeinflussung ist doch die Zeit der ersten Aufnahme, der Spracherlernung. Diese ist prinzipiell von der sonstigen Beeinflussung nicht zu sondern, erfolgt auch im allgemeinen auf die gleiche Weise; es lässt sich auch im Leben des einzelnen nicht wohl ein bestimmter Punkt angeben, von dem man sagen könnte, dass jetzt die Spracherlernung abgeschlossen sei. Aber der graduelle Unterschied ist doch ein enormer. Es liegt auf der Hand, dass die Vorgänge bei der Spracherlernung von der allerhöchsten Wichtigkeit für die Erklärung der Veränderung des Sprachusus sind, dass sie die wichtigste Ursache für diese Veränderungen abgeben. Wenn wir, zwei durch einen längeren Zwischenraum von einander getrennte Epochen vergleichend, sagen, die Sprache habe sich in den Punkten verändert, so geben wir ja damit nicht den wirklichen Tatbestand an, sondern es verhält sich vielmehr so: die Sprache hat sich ganz neu erzeugt und diese Neuschöpfung ist nicht völlig übereinstimmend mit dem Früheren, jetzt Untergegangenen ausgefallen.

§ 19. Bei der Klassifizierung der Veränderung des Sprachusus können wir nach verschiedenen Gesichtspunkten verfahren. Ich möchte zunächst einen wichtigen Unterschied allgemeinsten Art hervorheben. Die Vorgänge können entweder positiv oder negativ sein, d. h. sie bestehen entweder in der Schöpfung von etwas Neuem oder in dem Untergang von etwas Altem, oder endlich drittens sie bestehen in einer Unterschiebung, d. h. der Untergang des Alten und das Auftreten des Neuen erfolgt durch den selben Akt. Das letztere ist ausschliesslich der Fall bei dem Lautwandel. Scheinbar zeigt sich die Unterschiebung auch auf andern Gebieten. Dieser Schein wird dadurch hervorgerufen, dass man die Zwischenstufen nicht beachtet, aus denen sich ergibt, dass in Wahrheit ein Nacheinander von positiven und negativen Vorgängen vorliegt. Die negativen Vorgänge beruhen immer darauf, dass in der Sprache der jüngeren Generation etwas nicht neu erzeugt wird, was in der Sprache der älteren vorhanden war, wir haben es also, genau genommen, nicht mit negativen Vorgängen, sondern mit dem Nichteintreten von Vorgängen zu tun. Vorbereitet aber muss das Nichteintreten dadurch sein, dass das später Untergehende auch schon bei der älteren

Generation selten geworden ist. Eine Generation, die ein bloss passives Verhältnis dazu hat, schiebt sich zwischen eine mit noch aktivem und eine mit gar keinem Verhältnis.

Andererseits könnte man die Veränderungen des Usus danach einteilen, ob davon die lautliche Seite oder die Bedeutung betroffen wird. Wir erhalten danach zunächst Vorgänge, welche die Laute treffen, ohne dass die Bedeutung dabei in Betracht kommt, und solche, welche die Bedeutung treffen, ohne dass die Laute in Mitleidenschaft gezogen werden, d. h. also die beiden Kategorien des Lautwandels und des Bedeutungswandels. Jeder Bedeutungswandel setzt voraus, dass die auf die Lautgestalt bezügliche Vorstellungsgruppe noch als die gleiche empfunden wird, und ebenso jeder Lautwandel, dass die Bedeutung unverändert geblieben ist. Das schliesst natürlich nicht aus, dass sich mit der Zeit sowohl der Laut als die Bedeutung ändern kann. Aber beide Vorgänge stehen dann in keinem Kausalzusammenhange mit einander; es ist nicht etwa der eine durch den andern veranlasst oder beide durch die gleiche Ursache. Für andere Veränderungen kommen von vornherein Lautgestalt und Bedeutung zugleich in Frage. Hierher gehört zunächst die uranfängliche Zusammenknüpfung von Laut und Bedeutung, die wir als *Urschöpfung* bezeichnen können. Mit dieser hat natürlich die Sprachentwicklung begonnen, und alle anderen Vorgänge sind erst möglich geworden auf Grund dessen, was die Urschöpfung hervorgebracht hat. Ferner aber gehören hierher verschiedene Vorgänge, die das mit einander gemein haben, dass die schon bestehenden lautlichen Elemente der Sprache neue Kombinationen eingehen auf Grund der ihnen zukommenden Bedeutung. Der wichtigste Faktor dabei ist die Analogie, welche allerdings auch auf rein lautlichem Gebiete eine Rolle spielt, aber doch ihre Hauptwirksamkeit da hat, wo zu gleicher Zeit die Bedeutung mitwirkt.

§ 20. Wenn unsere Betrachtungsweise richtig durchgeführt wird, so müssen die allgemeinen Ergebnisse derselben auf alle Sprachen und auf alle Entwicklungsstufen derselben anwendbar sein, auch auf die Anfänge der Sprache überhaupt. Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache kann nur auf Grundlage der Prinzipienlehre beantwortet werden. Andere Hilfsmittel zur Beantwortung gibt es nicht. Wir können nicht auf Grund der Überlieferung eine historische Schilderung von den Anfängen der Sprache entwerfen. Die Frage, die sich beantworten lässt, ist überhaupt nur: wie war die Entstehung der Sprache möglich. Diese Frage ist befriedigend gelöst, wenn es uns gelingt die Entstehung der Sprache lediglich aus der Wirksamkeit derjenigen Faktoren abzuleiten, die wir auch jetzt noch bei der Weiterentwicklung der Sprache immerfort wirksam sehen. Übrigens lässt sich ein Gegensatz zwi-

schen anfänglicher Schöpfung der Sprache und blosser Weiterentwicklung gar nicht durchführen. Sobald einmal die ersten Ansätze gemacht sind, ist Sprache vorhanden und Weiterentwicklung. Es existieren nur graduelle Unterschiede zwischen den ersten Anfängen der Sprache und den späteren Epochen.

§ 21. Noch auf einen Punkt muss ich hier kurz hinweisen. In der Opposition gegen eine früher übliche Behandlungsweise der Sprache, wonach alle grammatischen Verhältnisse einfach aus den logischen abgeleitet wurden, ist man soweit gegangen, dass man eine Rücksichtnahme auf die logischen Verhältnisse, welche in der grammatischen Form nicht zum Ausdruck kommen, von der Sprachbetrachtung ganz ausgeschlossen wissen will. Das ist nicht zu billigen. So notwendig es ist einen Unterschied zwischen logischen und grammatischen Kategorien zu machen, so notwendig ist es auf der andern Seite sich das Verhältnis beider zu einander klar zu machen. Grammatik und Logik treffen zunächst deshalb nicht zusammen, weil die Ausbildung und Anwendung der Sprache nicht durch streng logisches Denken vor sich geht, sondern durch die natürliche, ungeschulte Bewegung der Vorstellungsmassen, die je nach Begabung und Ausbildung mehr oder weniger logischen Gesetzen folgt oder nicht folgt. Aber auch der wirklichen Bewegung der Vorstellungsmassen mit ihrer bald grösseren bald geringeren logischen Konsequenz ist die sprachliche Form des Ausdrucks nicht immer kongruent. Auch psychologische und grammatische Kategorie decken sich nicht. Daraus folgt, dass der Sprachforscher beides auseinander halten muss, aber nicht, dass er bei der Analyse der menschlichen Rede auf psychische Vorgänge, die sich beim Sprechen und Hören vollziehen, ohne doch im Sprachlichen Ausdruck zur Erscheinung zu gelangen, keine Rücksicht zu nehmen brauchte. Gerade erst durch eine allseitige Berücksichtigung dessen, was in den Elementen, aus denen sich die individuelle Rede zusammensetzt, an sich noch nicht liegt, was aber doch den Redenden vorschwebt, und vom Hörenden verstanden wird, gelangt der Sprachforscher zur Erkenntnis des Ursprungs und der Umwandlungen der sprachlichen Ausdrucksformen. Wer die grammatischen Formen immer nur isoliert betrachtet ohne ihr Verhältnis zu der individuellen Seelentätigkeit, gelangt nie zu einem Verständnis der Sprachentwicklung.

F. de Saussure

Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft:

- Der Gegenstand der Sprachwissenschaft
 - Die Natur des sprachlichen Zeichens
 - Statische und evolutive Sprachwissenschaft
 - Syntagmatische und assoziative Beziehungen
-

Kapitel III

Der Gegenstand der Sprachwissenschaft

§ 1. *Die Sprache; ihre Definition*

Was ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft – wenn wir ihn vollständig und konkret bestimmen wollen? Diese Frage ist besonders schwierig; wir werden später sehen, warum; wir wollen uns hier darauf beschränken, diese Schwierigkeit begrifflich zu machen.

Andere Wissenschaften befassen sich mit Gegenständen, die von vornherein gegeben sind und die man nacheinander unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten kann. Ganz anders auf unserm Gebiet. Es spricht jemand das französische Wort *nu* aus: ein oberflächlicher Beobachter wäre versucht, darin ein konkretes Objekt der Sprachwissenschaft zu erblicken; aber eine aufmerksamere Prüfung läßt darin nacheinander drei oder vier verschiedene Dinge erkennen, je nach der Art, wie man es betrachtet: als Laut, als Ausdruck einer Vorstellung, als Entsprechung des lateinischen *nudum* usw. Man kann nicht einmal sagen, daß der Gegenstand früher vorhanden sei als der Gesichtspunkt, aus dem man ihn betrachtet; vielmehr ist es der Gesichtspunkt, der das Objekt erschafft; und außerdem wissen wir nicht von vornherein, ob eine dieser Betrachtungsweisen den andern vorangeht oder übergeordnet ist. Ferner, für welche man sich auch entscheidet, das sprachliche Phänomen zeigt stets zwei Seiten, die sich entsprechen und von denen die eine nur gilt vermöge der andern. Zum Beispiel:

1. Die Silben, die man artikuliert, sind akustische Eindrücke, die das Ohr aufnimmt, aber die Laute würden nicht existieren ohne die Stimmorgane: so besteht ein *n* nur durch die Entsprechung dieser beiden Seiten. Man kann

also die Sprache nicht auf den Laut zurückführen, noch den Laut von der Mundartikulation lostrennen; und entsprechend umgekehrt: man kann die Bewegungen der Sprechorgane nicht definieren, indem man absieht vom akustischen Eindruck (s.S. 44 f.).

2. Nehmen wir aber an, der Laut wäre eine einfache Sache: würde dann der Laut die menschliche Rede ausmachen? Nein, er ist nur das Werkzeug des Gedankens und existiert nicht für sich selbst. Hier tritt eine neue Entscheidung auf, die tiefe und ungelöste Probleme in sich birgt: der Laut, eine zusammengesetzte akustisch-stimmliche Einheit, bildet seinerseits mit der Vorstellung eine zusammengesetzte Einheit, die physiologisch und geistig ist. Und das ist noch nicht alles.

3. Die menschliche Rede hat eine individuelle und eine soziale Seite; man kann die eine nicht verstehen ohne die andere. Außerdem:

4. In jedem Zeitpunkt begreift sie in sich sowohl ein feststehendes System als eine Entwicklung; sie ist in jedem Augenblick eine gegenwärtige Institution und ein Produkt der Vergangenheit. Es erscheint auf den ersten Blick als sehr einfach, zwischen dem System und seiner Geschichte zu unterscheiden, zwischen dem, was sie ist und was sie gewesen ist; in Wirklichkeit ist die Verbindung, welche diese beiden Dinge eint, so eng, daß man Mühe hat, sie zu trennen. Oder wäre die Frage einfacher, wenn man das Phänomen der Sprache in seinen Ursprüngen betrachtete, wenn man z.B. damit begänne, die Kindersprache zu studieren? Nein, denn es ist eine ganz falsche Vorstellung, daß in sprachlichen Dingen das Problem des Ursprungs verschieden sei von dem der dauernden Zustände; man kommt also aus dem Zirkel nicht heraus.

Von welcher Seite man also die Frage auch angreift, nirgends bietet sich uns der Gegenstand der Sprachwissenschaft als einheitliches Ganzes dar; überall stoßen wir auf dieses Dilemma: entweder halten wir uns an eine einzige Seite jedes Problems und setzen uns der Gefahr aus, die oben bezeichneten Doppelseitigkeiten nicht zu berücksichtigen, oder, wenn wir die menschliche Rede von mehreren Seiten aus zugleich studieren, erscheint uns der Gegenstand der Sprachwissenschaft als ein wirrer Haufen verschiedenartiger Dinge, die unter sich durch kein Band verknüpft sind. Wenn man so vorgeht, tritt man in das Gebiet mehrerer Wissenschaften ein – der Psychologie, Anthropologie, der normativen Grammatik, Philologie usw. –, die wir klar von der Sprachwissenschaft scheidern, die aber vermöge unkorrekter Methode die Sprache als einen ihrer Gegenstände beanspruchen könnten.

Es gibt, unseres Erachtens, nur eine Lösung aller dieser Schwierigkeiten: man muß sich von Anfang an auf das Gebiet der Spra-

che¹ begeben und sie als Norm aller anderen Äußerungen der menschlichen Rede gelten lassen. In der Tat, unter so vielen Doppelseitigkeiten scheint allein die Sprache eine selbständige Definition zu gestatten, und sie bietet dem Geist einen genügenden Stützpunkt.

Was aber ist die Sprache [langue]? Für uns fließt sie keineswegs mit der menschlichen Rede [langage] zusammen; sie ist nur ein bestimmter, allerdings wesentlicher Teil davon. Sie ist zu gleicher Zeit ein soziales Produkt der Fähigkeit zu menschlicher Rede und ein Ineinandergreifen notwendiger Konventionen, welche die soziale Körperschaft getroffen hat, um die Ausübung dieser Fähigkeit durch die Individuen zu ermöglichen. Die menschliche Rede, als Ganzes genommen, ist vielförmig und ungleichartig; verschiedenen Gebieten zugehörig, zugleich physisch, psychisch und physiologisch, gehört sie außerdem noch sowohl dem individuellen als dem sozialen Gebiet an; sie läßt sich keiner Kategorie der menschlichen Verhältnisse einordnen, weil man nicht weiß, wie ihre Einheit abzuleiten sei.

Die Sprache dagegen ist ein Ganzes in sich und ein Prinzip der Klassifikation. In dem Augenblick, da wir ihr den ersten Platz unter den Tatsachen der menschlichen Rede einräumen, bringen wir eine natürliche Ordnung in eine Gesamtheit, die keine andere Klassifikation gestattet.

Gegen dieses Klassifikationsprinzip könnte man einwenden, daß die Ausübung der menschlichen Rede auf einer Fähigkeit beruht, die wir von Natur haben, während die Sprache etwas Erworbenes und Konventionelles ist, was der natürlichen Veranlagung untergeordnet werden müßte anstatt ihr übergeordnet zu werden.

Darauf läßt sich folgendes antworten.

Zunächst ist nicht bewiesen, daß die Betätigung der menschlichen Rede beim Sprechen etwas vollständig Natürliches sei, d. h. daß unser Sprechapparat zum Sprechen gemacht sei wie unsere Beine zum Gehen. Die Sprachforscher sind keineswegs einig darüber. So ist es für Whitney, der die Sprache als eine soziale Institution so gut wie alle andern ansieht, nur Zufall und geschieht nur aus Bequemlichkeitsgründen, daß wir uns der Sprechwerkzeuge als Instrument der Sprache bedienen: die Menschen hätten ebensogut die Geste wählen und sichtbare Bilder an Stelle der hörbaren verwenden können. Diese Behauptung ist zwar sicherlich übertrieben; die Sprache steht als eine

1 Das deutsche Wort „Sprache“ umfaßt die beiden hier unterschiedenen Begriffe *langue* und *langage*. Diese durch „Sprache im sozialen Sinn“ und „Individualsprache“ wiederzugeben, wie es auch geschehen ist, befriedigt nicht. „Sprache“ steht hier stets und ausschließlich für *langue*, während *langage* durch „(menschliche) Rede“ wiedergegeben wird. Zur Unterscheidung beider Begriffe vgl. im Folgenden besonders S. 16f. [S. 38f.] (Übers.)

soziale Institution nicht in allen Punkten den andern sozialen Institutionen gleich (s.S. 85 f. und 89); ferner geht Whitney zu weit, wenn er sagt, unsere Wahl sei nur zufällig auf die Sprechwerkzeuge gefallen; sie sind sehr wohl in gewisser Weise von der Natur dazu bestimmt. Aber im wesentlichen scheint uns der amerikanische Linguist recht zu haben: die Sprache ist eine Übereinkunft, und die Natur des Zeichens, bezüglich dessen man übereingekommen ist, ist indifferent. Die Frage der Sprechwerkzeuge ist also sekundär beim Problem der menschlichen Rede.

Eine gewisse Definition dessen, was man *langage articulé* nennt, könnte diesen Gedanken bestätigen. Im Lateinischen bedeutet *articulus* „Glieder, Teil, Unterabteilung einer Folge von Dingen“; bei der menschlichen Rede kann die Artikulation bezeichnen entweder die Einteilung der gesprochenen Reihe der Silben oder die Einteilung der Vorstellungsreihe in Vorstellungseinheiten; das ist es, was man auf deutsch gegliederte Sprache² nennt. Indem man sich an diese zweite Definition hält, könnte man sagen, daß es nicht die gesprochene Rede ist, was dem Menschen natürlich ist, sondern die Fähigkeit, eine Sprache zu schaffen, d. h. ein System unterschiedlicher Zeichen, die unterschiedlichen Vorstellungen entsprechen.

Broca hat entdeckt, daß die Anlage zum Sprechen in der dritten linken frontalen Gehirnwandung lokalisiert ist; man hat sich auch darauf gestützt, um die menschliche Rede als etwas Natürliches hinzustellen. Aber bekanntlich wurde diese Lokalisation festgestellt für alles, was sich auf die menschliche Rede bezieht, einschließlich der Schrift, und diese Feststellungen, verbunden mit den Beobachtungen, die angestellt wurden über die verschiedenen Arten der Aphasie durch Verletzung dieser Gehirnzentren, scheinen darauf hinzudeuten: 1. daß die verschiedenen Störungen der mündlichen Rede auf hunderterlei Art mit denen der geschriebenen Rede verknüpft sind; 2. daß in allen Fällen der Aphasie oder Agraphie weniger die Fähigkeit, diese oder jene Laute hervorzu- bringen oder diese und jene Zeichen zu schreiben, gestört ist, als die Fähigkeit, durch irgendein Mittel die Zeichen der regelmäßigen Rede hervorzurufen. Das alles führt uns zu der Ansicht, daß über die Funktionen der verschiedenen Organe hinaus eine allgemeinere Anlage besteht, welche die Zeichen beherrscht und welche die eigentliche Sprachfähigkeit wäre. Und dadurch werden wir zu derselben Schlußfolgerung geführt wie oben.

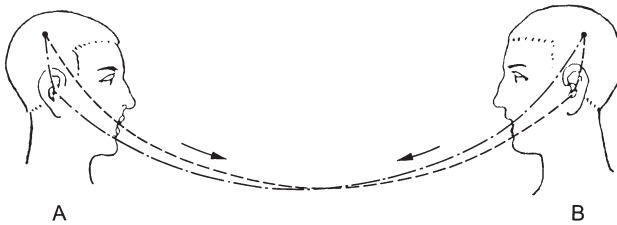
Um der Sprache den ersten Platz im Studium der menschlichen Rede einzuräumen, kann man endlich noch das Argument geltend machen, daß die

2 In dieser vom Verfasser angeführten deutschen Wortverbindung ist „Sprache“ gleich *langage*, im Unterschied von dem sonst hier angewandten Wortgebrauch (Übers.).

Anlage, Wörter zu artikulieren – ob sie naturgegeben sei oder nicht –, nur ausgeübt wird mit Hilfe des Instruments, das die Gesamtheit geschaffen und zur Verfügung gestellt hat; es ist daher nicht unbegründete Willkür, zu sagen, daß nur die Sprache die Einheit der menschlichen Rede ausmacht.

§ 2. *Stellung der Sprache innerhalb der menschlichen Rede*

Um festzustellen, welches Gebiet die Sprache in der Gesamtheit der menschlichen Rede einnimmt, muß man sich den individuellen Vorgang vergegenwärtigen, welcher den Kreislauf des Sprechens³ darzustellen gestattet. Dieser Vorgang setzt mindestens zwei Personen voraus; das ist als Minimum erforderlich, damit der Kreislauf vollständig sei. Wir nehmen also an zwei Personen, A und B, welche sich unterreden.



Der Ausgangspunkt des Kreislaufs liegt im Gehirn des Einen, z. B. A, wo die Bewußtseinsvorgänge, die wir Vorstellungen schlechthin nennen wollen, mit den Vorstellungen der sprachlichen Zeichen oder akustischen Bilder assoziiert sind, welche zu deren Ausdruck dienen. Stellen wir uns vor, daß eine gegebene Vorstellung im Gehirn ein Lautbild auslöst: das ist ein durchaus psychischer Vorgang, dem seinerseits ein physiologischer Prozeß folgt: das Gehirn übermittelt den Sprechorganen einen Impuls, der dem Lautbild entspricht; dann breiten sich die Schallwellen aus dem Munde des A zum Ohr des B hin: ein rein physikalischer Vorgang. Dann setzt sich der Kreislauf bei B fort in umgekehrter Reihenfolge: vom Ohr zum Gehirn, physiologische Übertragung des Lautbildes; im Gehirn psychologische Assoziation dieses Lautbildes mit den entsprechenden Vorstellungen. Wenn B seinerseits spricht, wird dieser neue Vorgang von seinem Gehirn zu dem des A genau denselben Weg zurücklegen und dieselben aufeinanderfolgenden Phasen durchlaufen, was wir folgendermaßen darstellen.

³ Mit Sprechen übersetze ich den Terminus *parole*.



Diese Analyse beansprucht nicht, vollständig zu sein; man könnte außerdem unterscheiden: die rein akustische Wahrnehmung, die Identifikation dieser Wahrnehmung mit dem latenten Lautbild, das Bild der Bewegungsgefühle bei der Lautgebung usw. Ich habe nur diejenigen Elemente berücksichtigt, die ich für wesentlich halte; aber unsere Figur gestattet, mit einem Blick die physikalischen Bestandteile (Schallwellen) von den physiologischen (Lautgebung und Gehörwahrnehmung) und psychischen (Wortbilder und Vorstellungen) zu unterscheiden. Es ist von entscheidender Wichtigkeit, hervorzuheben, daß das Wortbild nicht mit dem Laut selbst zusammenfällt, und daß es in dem gleichen Maß psychisch ist wie die ihm assoziierte Vorstellung.

Der Kreislauf, wie wir ihn dargestellt haben, läßt sich noch einteilen:

a) in einen äußeren Teil (Schwingung der Laute, die vom Mund zum Ohr gehen) und einen inneren Teil der alles übrige umfaßt;

b) in einen psychischen und einen nichtpsychischen Teil, wovon der letztere ebensowohl die physiologischen Vorgänge, deren Sitz die Organe sind, umfaßt, wie die physikalischen außerhalb des Individuums;

c) in einen aktiven und einen passiven Teil: aktiv ist alles, was vom Assoziationszentrum der einen zum Ohr der andern Person geht, und passiv alles, was vom Ohr der letzteren zu ihrem Assoziationszentrum geht;

endlich innerhalb des psychischen Teils, der im Gehör lokalisiert ist, kann man ausübend nennen alles was aktiv ist ($v \rightarrow l$), und aufnehmend alles, was passiv ist ($l \rightarrow v$).

Hinzuzufügen ist noch das Vermögen der Assoziation und Koordination, das sich geltend macht, sobald es sich nicht nur um einzelne Zeichen handelt; diese Fähigkeit spielt die größte Rolle in der Organisation der Sprache als System (vgl. s. 147).

Um aber diese Rolle richtig zu verstehen, muß man weitergehen zu dem sozialen Vorgang; denn die individuelle Betätigung ist davon nur der Keim.

Zwischen allen Individuen, die so durch die menschliche Rede verknüpft sind, bildet sich eine Art Durchschnitt aus: alle reproduzieren – allerdings nicht genau, aber annähernd – dieselben Zeichen, die an dieselben Vorstellungen geknüpft sind.

Was ist nun der Ursprung dieser sozialen Kristallisation? Welcher Teil des Kreislaufs hat hieran ursächlichen Anteil? Denn wahrscheinlich nehmen nicht alle gleichermaßen daran teil:

Der physische Teil kann von vornherein ausgeschieden werden. Wenn wir eine Sprache sprechen hören, die wir nicht verstehen, vernehmen wir zwar wohl die Laute, bleiben aber, eben weil wir nicht verstehen, außerhalb des sozialen Vorgangs.

Der psychische Teil ist ebenfalls nicht vollständig daran mitbeteiligt: die ausübende Seite bleibt außer Spiel, denn die Ausübung geschieht niemals durch die Masse; sie ist immer individuell und das Individuum beherrscht sie; wir werden sie das Sprechen (*parole*) nennen.

Vielmehr ist es das Wirken der rezipierenden und koordinierenden Fähigkeit, wodurch sich bei den sprechenden Personen Eindrücke bilden, die schließlich bei allen im wesentlichen die gleichen sind. Wie hat man sich dieses soziale Ergebnis vorzustellen, und damit die Sprache als völlig losgelöst von allem übrigen zu erfassen? Wenn wir die Summe der Wortbilder, die bei allen Individuen aufgespeichert sind, umspannen könnten, dann hätten wir das soziale Band vor uns, das die Sprache ausmacht. Es ist ein Schatz, den die Praxis des Sprechens in den Personen, die der gleichen Sprachgemeinschaft angehören, niedergelegt hat, ein grammatikalisches System, das virtuell in jedem Gehirn existiert, oder vielmehr in den Gehirnen einer Gesamtheit von Individuen; denn die Sprache ist in keinem derselben vollständig, vollkommen existiert sie nur in der Masse.

Indem man die Sprache vom Sprechen scheidet, scheidet man zugleich: 1. das Soziale vom Individuellen; 2. das Wesentliche vom Akzessorischen und mehr oder weniger Zufälligen.

Die Sprache ist nicht eine Funktion der sprechenden Person; sie ist das Produkt, welches das Individuum in passiver Weise einregistriert; sie setzt niemals eine vorherige Überlegung voraus, und die Reflexion ist dabei nur beteiligt, sofern sie die Einordnung und Zuordnung betätigt, von der S. 147f. die Rede sein wird.

Das Sprechen ist im Gegensatz dazu ein individueller Akt des Willens und der Intelligenz, bei welchem zu unterscheiden sind: 1. die Kombinationen, durch welche die sprechende Person den *code* der Sprache in der Absicht, ihr persönliches Denken auszudrücken, zur Anwendung bringt; 2. der psychophysische Mechanismus, der ihr gestattet, diese Kombinationen zu äußern.

Es ist zu bemerken, daß wir hier Sachen, nicht Wörter definiert haben; die aufgestellten Unterscheidungen sind daher durch gewisse mehrdeutige Termini, die sich von einer Sprache zur andern nicht decken, nicht gefährdet. So bedeutet deutsch Sprache sowohl „langue“ (Sprache) als „langage“

(menschliche Rede); Rede entspricht einigermaßen dem „parole“ (Sprechen), fügt dem aber noch den speziellen Sinn von „discours“ hinzu. Lateinisch *sermo* bedeutet eher „langage“ und „parole“, während *lingua* die „Sprache“ (*langue*) bezeichnet, usw. Kein Wort entspricht genau den oben aufgestellten Begriffen. Deshalb ist jede Definition im Hinblick auf Wörter vergeblich; es ist eine verkehrte Methode, von Wörtern auszugehen, um Sachen zu definieren.

Fassen wir die charakteristischen Merkmale der Sprache zusammen:

1. Sie ist ein genau umschriebenes Objekt in der Gesamtheit der verschiedenen gearteten Tatsachen der menschlichen Rede. Man kann sie lokalisieren in demjenigen Teil des Kreislaufs, wo ein Lautbild sich einer Vorstellung assoziiert. Sie ist der soziale Teil der menschlichen Rede und ist unabhängig vom Einzelnen, welcher für sich allein sie weder schaffen noch umgestalten kann; sie besteht nur kraft einer Art Kontrakt zwischen den Gliedern der Sprachgemeinschaft. Andererseits muß das Individuum sie erst erlernen, um das Ineinandergreifen ihrer Regeln zu kennen; das Kind eignet sie sich nur allmählich an. Sie ist so sehr eine Sache für sich, daß ein Mensch, der die Sprechfähigkeit verloren hat, die Sprache noch besitzt, sofern er die Lautzeichen versteht, die er vernimmt.

2. Die Sprache, vom Sprechen unterschieden, ist ein Objekt, das man gesondert erforschen kann. Wir sprechen die toten Sprachen nicht mehr, aber wir können uns sehr wohl ihren sprachlichen Organismus aneignen. Die Wissenschaft von der Sprache kann nicht nur der andern Elemente der menschlichen Rede entraten, sondern sie ist überhaupt nur möglich, wenn diese andern Elemente nicht damit verquickt werden.

3. Während die menschlichen Rede in sich verschiedenartig ist, ist die Sprache, wenn man sie so abgrenzt, ihrer Natur nach in sich gleichartig; sie bildet ein System von Zeichen, in dem einzig die Verbindung von Sinn und Lautzeichen wesentlich ist und in dem die beiden Seiten des Zeichens gleichermaßen psychisch sind.

4. Die Sprache ist nicht weniger als das Sprechen ein Gegenstand konkreter Art, und das ist günstig für die wissenschaftliche Betrachtung. Obwohl die sprachlichen Zeichen ihrem Wesen nach psychisch sind, so sind sie doch keine Abstraktionen; da die Assoziationen durch kollektive Übereinstimmung anerkannt sind und ihre Gesamtheit die Sprache ausmacht, sind sie Realitäten, deren Sitz im Gehirn ist. Übrigens sind die Zeichen der Sprache sozusagen greifbar; die Schrift kann sie in konventionellen Bildern fixieren, während es nicht möglich wäre, die Vorgänge des Sprechens in allen ihren Einzelheiten zu photographieren; die Lautgebung eines auch noch so kleinen Wortes stellt eine Unzahl von Muskelbewegungen dar, die schwer zu kennen und abzubilden sind. In der Sprache dagegen gibt es nur das Lautbild, und dieses läßt sich

in ein dauerndes visuelles Bild überführen. Denn wenn man von der Menge von Bewegungen absieht, die erforderlich sind, um es im Sprechen zu verwirklichen, ist jedes Lautbild, wie wir sehen werden, nur die Summe aus einer begrenzten Zahl von Elementen oder Lauten (Phonemen), die ihrerseits durch eine entsprechende Zahl von Zeichen in der Schrift vergegenwärtigt werden können. Diese Möglichkeit, alles, was sich auf die Sprache bezieht, fixieren zu können, bringt es mit sich, daß ein Wörterbuch und eine Grammatik eine treue Darstellung derselben sein können, indem die Sprache das Depot der Lautbilder und die Schrift die greifbare Form dieser Bilder ist.

Erster Teil

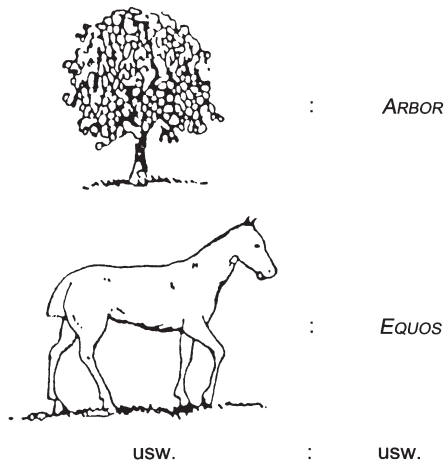
Allgemeine Grundlagen

Kapitel I

Die Natur des sprachlichen Zeichens

§ 1. *Zeichen, Bezeichnung, Bezeichnetes*

Für manche Leute ist die Sprache im Grunde eine Nomenklatur, d.h. eine Liste von Ausdrücken, die ebensoviele Sachen entsprechen. Z. B.:



Diese Ansicht gibt in vieler Beziehung Anlaß zur Kritik. Sie setzt fertige Vorstellungen voraus, die schon vor den Worten vorhanden waren (über diesen Punkt siehe weiter unten S. 133); sie sagt uns nicht, ob der Name lautlicher oder psychischer Natur ist, denn *arbor* kann sowohl unter dem einen als unter dem andern Gesichtspunkt betrachtet werden; endlich läßt sie die An-

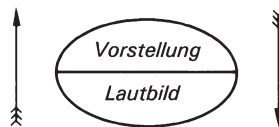
nahme zu, daß die Verbindung, welche den Namen mit der Sache verknüpft, eine ganz einfache Operation sei, was nicht im entferntesten richtig ist. Dennoch kann diese allzu einfache Betrachtungsweise uns der Wahrheit näherbringen, indem sie uns zeigt, daß die sprachliche Einheit etwas Doppelseitiges ist, das aus der Vereinigung zweier Bestandteile hervorgeht.

Wir haben S. 14 [S. 36] beim Kreislauf des Sprechens gesehen, daß die im sprachlichen Zeichen enthaltenen Bestandteile alle beide psychisch sind, und daß sie in unserm Gehirn durch das Band der Assoziation verknüpft sind. Diesen Punkt müssen wir im Auge behalten.

Das sprachliche Zeichen vereinigt in sich nicht einen Namen und eine Sache, sondern eine Vorstellung und ein Lautbild⁴. Dieses letztere ist nicht der tatsächliche Laut, der lediglich etwas Physikalisches ist, sondern der psychische Eindruck dieses Lautes, die Vergegenwärtigung desselben auf Grund unserer Empfindungswahrnehmungen; es ist sensorisch, und wenn wir es etwa gelegentlich „materiell“ nennen, so ist damit eben das Sensorische gemeint im Gegensatz zu dem andern Glied der assoziativen Verbindung, der Vorstellung, die im allgemeinen mehr abstrakt ist.

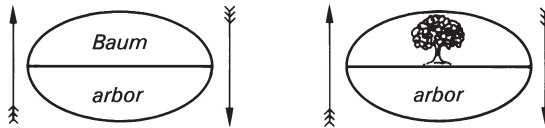
Der psychische Charakter unserer Lautbilder wird ganz klar, wenn wir uns selbst beobachten. Ohne die Lippen oder die Zunge zu bewegen, können wir mit uns selbst sprechen oder uns im Geist ein Gedicht vorsagen. Gerade deshalb, weil die Worte der Sprache für uns Lautbilder sind, sollte man nicht von den Lauten als Phonemen sprechen, aus denen sie zusammengesetzt sind. Denn dieser Ausdruck deutet auf mündliche Sprechfähigkeit und paßt nur zum gesprochenen Wort, zur Verwirklichung des inneren Bildes in der Rede. Man muß sich stets daran erinnern, daß es sich nur um das innere Bild der lautlichen Erscheinung handelt.

Das sprachliche Zeichen ist also etwas im Geist tatsächlich Vorhandenes, das zwei Seiten hat und durch folgende Figur dargestellt werden kann:



4 Der Terminus „Lautbild“ könnte vielleicht als zu eng gefaßt erscheinen, weil neben der Vorstellung von dem Laut eines Wortes auch diejenige seiner Artikulation, die Bewegungsgefühle des Lautgebungsaktes bestehen. Jedoch ist für F. de S. die Sprache im wesentlichen ein Vorrat, etwas von außen Empfangenes (vgl. S. 16) [S. 38]. Das Lautbild ist in erster Linie die natürliche Vergegenwärtigung des Wortes als Sprachbestandteil ohne Rücksicht auf die Verwirklichung durch das Sprechen. Die motorische Seite kann also mit unbegriffen sein oder allenfalls eine untergeordnete Stellung im Vergleich zum Lautbild haben. (Die Herausgeber.)

Diese beiden Bestandteile sind eng miteinander verbunden und entsprechen einander. Ob wir nun den Sinn des lat. Wortes *arbor* suchen oder das Wort, womit das Lateinische die Vorstellung „Baum“ bezeichnet, so ist klar, daß uns nur die in dieser Sprache geltenden Zuordnungen als angemessen erscheinen, und wir schließen jede beliebige andere Zuordnung aus, auf die man sonst noch verfallen könnte.



Mit dieser Definition wird eine wichtige terminologische Frage aufgeworfen. Ich nenne die Verbindung der Vorstellung mit dem Lautbild das *Zeichen* [signe]; dem üblichen Gebrauch nach aber bezeichnet dieser Terminus im allgemeinen das Lautbild allein, z. B. ein Wort (*arbor* usw.). Man vergißt dabei, daß, wenn *arbor* Zeichen genannt wird, dies nur insofern gilt, als es Träger der Vorstellung „Baum“ ist, so daß also diese Bezeichnung außer dem Gedanken an den sensorischen Teil den an das Ganze einschließt.

Die Mehrdeutigkeit dieses Ausdrucks verschwindet, wenn man die drei hier in Rede stehenden Begriffe durch Namen bezeichnet, die unter sich in Zusammenhang und zugleich in Gegensatz stehen. Ich schlage also vor, daß man das Wort *Zeichen* beibehält für das Ganze, und Vorstellung bzw. Lautbild durch *Bezeichnetes* [signifié] und *Bezeichnung* (Bezeichnendes) [signifiant] ersetzt; die beiden letzteren Ausdrücke haben den Vorzug, den Gegensatz hervorzuheben, der sie voneinander trennt und von dem Ganzen, dessen Teile sie sind. Für dieses selbst begnügen wir uns mit dem Ausdruck „Zeichen“, weil kein anderer sich dafür finden läßt.

Das so definierte sprachliche Zeichen hat zwei Grundeigenschaften. Indem wir sie namhaft machen, stellen wir die Grundsätze auf für eine jede Untersuchung dieser Art.

§ 2. Erster Grundsatz: *Beliebigkeit des Zeichens*

Das Band, welches das Bezeichnete mit der Bezeichnung verknüpft, ist beliebig; und da wir unter Zeichen das durch die assoziative Verbindung einer Bezeichnung mit einem Bezeichneten erzeugte Ganze verstehen, so können wir dafür auch einfacher sagen: das sprachliche Zeichen ist beliebig [arbitraire].

So ist die Vorstellung „Schwester“ durch keinerlei innere Beziehung mit der Lautfolge *Schwester* verbunden, die ihr als Bezeichnung dient; sie könnte

ebensowohl dargestellt sein durch irgendeine andere Lautfolge: das beweisen die Verschiedenheiten unter den Sprachen und schon das Vorhandensein verschiedener Sprachen: das Bezeichnete „Ochs“ hat auf dieser Seite der Grenze als Bezeichnung *o-k-s*, auf jener Seite *b-ö-f* (*boeuf*).

Der Grundsatz der Beliebigkeit des Zeichens wird von niemand bestritten; aber es ist oft leichter, eine Wahrheit zu entdecken, als ihr den gehörigen Platz anzuweisen. Dieser Grundsatz beherrscht die ganze Wissenschaft von der Sprache; die Folgerungen daraus sind unzählig. Allerdings leuchten sie nicht alle im ersten Augenblick mit gleicher Deutlichkeit ein; erst nach mancherlei Umwegen entdeckt man sie und mit ihnen die prinzipielle Bedeutung des Grundsatzes.

Eine Bemerkung nebenbei: Wenn die Wissenschaft der Semeologie ausgebildet sein wird, wird sie sich fragen müssen, ob die Ausdrucksformen, die auf völlig natürlichen Zeichen beruhen – wie die Pantomime –, ihr mit Recht zukommen. Und auch wenn sie dieselben mitberücksichtigt, so werden ihr Hauptgegenstand gleichwohl die auf die Beliebigkeit des Zeichens begründeten Systeme sein. Tatsächlich beruht jedes in einer Gesellschaft rezipierte Ausdrucksmittel im Grunde auf einer Kollektivgewohnheit, oder, was auf dasselbe hinauskommt, auf der Konvention. Die Höflichkeitszeichen z. B., die häufig aus natürlichen Ausdrucksgebärden hervorgegangen sind (man denke etwa daran, daß der Chinese seinen Kaiser begrüßte, indem er sich neunmal auf die Erde niederwarf), sind um deswillen doch nicht minder durch Regeln festgesetzt; durch diese Regeln, nicht durch die innere Bedeutsamkeit, ist man gezwungen, sie zu gebrauchen. Man kann also sagen, daß völlig beliebige Zeichen besser als andere das Ideal des semeologischen Verfahrens verwirklichen; deshalb ist auch die Sprache, das reichhaltigste und verbreitetste Ausdruckssystem, zugleich das charakteristischste von allen; in diesem Sinn kann die Sprachwissenschaft Musterbeispiel und Hauptvertreter der ganzen Semeologie werden, obwohl die Sprache nur ein System unter anderen ist.

Man hat auch das Wort *S y m b o l* für das sprachliche Zeichen gebraucht, genauer für das, was wir die Bezeichnung nennen. Aber dieser Ausdruck hat seine Nachteile, und zwar gerade wegen unseres ersten Grundsatzes. Beim *Symbol* ist es nämlich wesentlich, daß es niemals ganz beliebig ist; es ist nicht inhaltlos, sondern bei ihm besteht bis zu einem gewissen Grade eine natürliche Beziehung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem. Das *Symbol* der Gerechtigkeit, die Waage, könnte nicht etwa durch irgend etwas anderes, z. B. einen Wagen, ersetzt werden.

Das Wort *beliebig* erfordert hierbei eine Bemerkung. Es soll nicht die Vorstellung erwecken, als ob die Bezeichnung von der freien Wahl der spre-

chenden Person abhinge (weiter unten werden wir sehen, daß es nicht in der Macht des Individuums steht, irgend etwas an dem einmal bei einer Sprachgemeinschaft geltenden Zeichen zu ändern); es soll besagen, daß es unmotiviert ist, d.h. beliebig im Verhältnis zum Bezeichneten, mit welchem es in Wirklichkeit keinerlei natürliche Zusammengehörigkeit hat.

Zum Schluß will ich noch zwei Einwände erwähnen, die gegen die Aufstellung dieses ersten Grundsatzes erhoben werden könnten:

1. Man könnte unter Berufung auf die Onomatopoetika sagen, daß die Wahl der Bezeichnung nicht immer beliebig ist. Aber diese sind niemals organische Elemente eines sprachlichen Systems. Außerdem ist ihre Anzahl viel geringer, als man glaubt. Wörter wie *fouet* (Peitsche) und *glas* (Totenglocke) können für manches Ohr einen Klang haben, der an sich schon etwas vom Eindruck der Wortbedeutung erweckt. Daß dies aber jenen Wörtern nicht von Anfang an eigen ist, kann man aus ihren lateinischen Ursprungsformen ersehen (*fouet* von lat. *fāgus* „Buche“, *glas* = *classisum*); der Klang ihrer gegenwärtigen Lautgestalt, in dem man diese Ausdruckskraft zu finden glaubt, ist ein zufälliges Ergebnis ihrer lautgeschichtlichen Entwicklung.

Was die eigentlichen Onomatopoetika betrifft (von der Art wie *glou-glou* „Gluckgluck, Geräusch beim Einschenken“, *Ticktack*), so sind diese nicht nur gering an Zahl, sondern es ist auch bei ihnen die Prägung schon in einem gewissen Grad beliebig, da sie nur die annähernde und bereits halb konventionelle Nachahmung gewisser Laute sind (vgl. franz. *ouaoua* und deutsch *wau wau*). Außerdem werden sie, nachdem sie einmal in die Sprache eingeführt sind, von der lautlichen und morphologischen Entwicklung erfaßt, welche die andern Wörter erleiden (vgl. engl. *pigeon* von vulgärlat. *pīpiō*, das seinerseits von einem onomatopoetischen Worte kommt): ein deutlicher Beweis dafür, daß sie etwas von ihrem ursprünglichen Charakter verloren und dafür der allgemeinen Natur der sprachlichen Zeichen, die unmotiviert sind, sich angenähert haben.

2. Die Ausrufe, die den Onomatopoetika sehr nahe stehen, geben Anlaß zu entsprechenden Bemerkungen und gefährden unsere These ebensowenig. Man ist versucht, in ihnen einen spontanen Ausdruck des Sachverhalts zu sehen, der sozusagen von der Natur diktiert ist. Aber bei der Mehrzahl von ihnen besteht ebenfalls kein natürliches Band zwischen Bezeichnetem und Bezeichnendem. Es genügt, unter diesem Gesichtspunkt zwei Sprachen zu vergleichen, um zu erkennen, wie sehr diese Ausdrücke von einer zur andern wechseln (z.B. entspricht deutschem *au!* französisches *aié!*). Außerdem waren viele Ausrufe bekanntlich zunächst Wörter von bestimmtem Sinn (vgl. *diable!* *mordieu!* = *mort Dieu* usw.).

Zusammenfassend kann man sagen, die Onomatopoetika und die Ausrufungen sind von sekundärer Wichtigkeit, und ihr symbolischer Ursprung ist z. T. anfechtbar.

§ 3. *Zweiter Grundsatz: der lineare Charakter des Zeichens*

Das Bezeichnende, als etwas Hörbares, verläuft ausschließlich in der Zeit und hat Eigenschaften, die von der Zeit bestimmt sind: a) es stellt eine Ausdehnung dar, und b) diese Ausdehnung ist meßbar in einer einzigen Dimension: es ist eine Linie.

Dieser Grundsatz leuchtet von selbst ein, aber es scheint, daß man bisher versäumt hat, ihn auszusprechen, sicherlich, weil er als gar zu einfach erschien; er ist jedoch grundlegender Art und seine Konsequenzen unabsehbar; er ist ebenso wichtig wie das erste Gesetz. Der ganze Mechanismus der Sprache hängt davon ab (vgl. S. 152). Im Gegensatz zu denjenigen Bezeichnungen, die sichtbar sind (maritime Signale usw.) und gleichzeitige Kombinationen in verschiedenen Dimensionen darbieten können, gibt es für die akustischen Bezeichnungen nur die Linie der Zeit; ihre Elemente treten nacheinander auf; sie bilden eine Kette. Diese Besonderheit stellt sich unmittelbar dar, sowie man sie durch die Schrift vergegenwärtigt und die räumliche Linie der graphischen Zeichen an Stelle der zeitlichen Aufeinanderfolge setzt.

In gewissen Fällen tritt das nicht so klar hervor. Wenn ich z. B. eine Silbe akzentuiere, dann scheint es, als ob ich verschiedene bedeutungsvolle Elemente auf einen Punkt anhäufte. Das ist jedoch nur eine Täuschung; die Silbe und ihre Akzent bilden nur einen einzigen Lautgebungsakt; es gibt keine Zweifelt innerhalb dieses Aktes, sondern nur verschiedene Gegensätzlichkeiten zum Vorausgehenden und Folgenden (vgl. darüber S. 156).

Kapitel III

Statische und evolutive Sprachwissenschaft

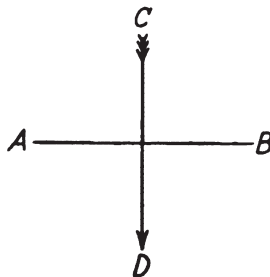
§ 1. *Die innere Doppelheit aller der Wissenschaften, die es mit Werten zu tun haben*

Wohl kaum dürfte ein Sprachforscher es in Zweifel ziehen, daß der Einfluß der Zeit besondere Schwierigkeiten in der Sprachwissenschaft mit sich bringt, und daß um dessentwillen seine Wissenschaft zwei vollständig auseinandergehende Wege einzuschlagen hat.

Die Mehrzahl der andern Wissenschaften kennt diese tiefgreifende Zweiheit nicht; die Zeit bringt bei ihnen keine besonderen Wirkungen hervor. Die Astronomie hat festgestellt, daß die Gestirne merklichen Veränderungen unterworfen sind; aber sie ist dadurch nicht gezwungen, sich in zwei Disziplinen zu spalten. Die Geologie beschäftigt sich fast ständig mit Aufeinanderfolgen; aber wenn sie auf die feststehenden Zustände der Erde eingeht, so macht sie das nicht zum Gegenstand einer völlig verschiedenen Untersuchung. Es gibt eine beschreibende Rechtswissenschaft und eine Rechtsgeschichte, aber niemand stellt die eine in Gegensatz zur andern. Die politische Geschichte bewegt sich ganz und gar in der Zeit; doch wenn ein Historiker das Bild einer Epoche entwirft, so hat man nicht den Eindruck, sich von der Geschichte zu entfernen. Umgekehrt ist die Staatswissenschaft wesentlich deskriptiv. Aber sie kann sehr wohl gelegentlich eine historische Frage behandeln, ohne daß ihre Einheit dadurch gefährdet wäre.

Dagegen beherrscht diese Zweiheit, von der wir sprechen, die Wirtschaftswissenschaften schon in recht entscheidender Weise. Hier bilden im Gegensatz zu dem, was in den vorausgehenden Fällen galt, die Volkswirtschaftslehre und die Wirtschaftsgeschichte zwei völlig getrennte Disziplinen im Rahmen einer und derselben Wissenschaft, und neuere Werke über diese Gegenstände betonen diesen Unterschied. Wenn man so vorgeht, gehorcht man, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, einer inneren Notwendigkeit: und eine dem ganz entsprechende Notwendigkeit zwingt uns nun, die Sprachwissenschaft in zwei prinzipiell verschiedene Teile zu gliedern. Das kommt daher, daß hier wie bei der Nationalökonomie der Begriff des Wertes eine Rolle spielt; in beiden Wissenschaften handelt es sich um ein System von Gleichwertigkeiten zwischen Dingen verschiedener Ordnung: in der einen eine Arbeit und ein Lohn, in der andern ein Bezeichnetes und ein Bezeichnendes.

Sicher wäre es für alle Wissenschaften wichtig, die Achsen sorgfältig zu bezeichnen, auf welchen die Dinge liegen, mit denen sie sich befassen; man müßte überall gemäß der untenstehenden Figur unterscheiden:



1. die Achse der Gleichzeitigkeit (*AB*), welche Beziehungen nachweist, die zwischen gleichzeitig bestehenden Dingen obwalten und bei denen jede Einwirkung der Zeit ausgeschlossen ist, und 2. die Achse der Aufeinanderfolge (*CD*), auf welcher man stets nur eine Sache für sich allein betrachten kann, auf der jedoch alle die Dinge der ersten Achse mit ihren Veränderungen gelagert sind.

Für die Wissenschaften, die es mit Werten zu tun haben, ist diese Unterscheidung eine praktische Notwendigkeit, in gewissen Fällen auch eine absolute Notwendigkeit. Es ist ganz ausgeschlossen, daß im Bereich der Wissenschaften von den Werten ein Forscher eine wirklich strenge Untersuchung führen kann, ohne die beiden Achsen zu berücksichtigen; vielmehr hat man stets zu unterscheiden zwischen dem System der Werte an sich und diesen selben Werten in ihrer zeitlichen Entwicklung.

Dem Sprachforscher muß sich diese Unterscheidung ganz besonders nachdrücklich aufdrängen; denn die Sprache ist ein System von bloßen Werten, das von nichts anderem als dem augenblicklichen Zustand seiner Glieder bestimmt wird. Sofern ein Wert einerseits in den Dingen und ihrem natürlichen gegenseitigen Verhältnis wurzelt (wie das bei der Wirtschaftswissenschaft der Fall ist – z. B. ein Stück Land steht in einem Wertverhältnis zu seinem Ertrag), kann man bis zu einem gewissen Grad diesen Wert in der Zeit verfolgen, während man sich doch zugleich erinnern muß, daß er jeden Augenblick abhängt von einem System gleichzeitiger Werte. Dadurch, daß er abhängig ist von Sachen, hat er trotz allem eine natürliche Grundlage, und deshalb sind daran geknüpfte Schätzungen niemals beliebig; ihre Veränderlichkeit ist begrenzt. Dagegen haben wir gesehen, daß in der Sprachwissenschaft natürliche Gegebenheiten nicht vorhanden sind.

Hinzuzufügen ist noch: je mehr ein System von Werten kompliziert und im einzelnen ausgebildet ist, um so mehr ist es nötig, eben wegen seiner Kompliziertheit, es nach beiden Achsen gesondert zu untersuchen. Nun aber ist kein anderes System so verwickelt wie die Sprache, und nirgends sonst sind die im Spiel begriffenen Geltungen oder Werte mit so vollkommener Genauigkeit festgesetzt, nirgends sonst besteht eine so große Anzahl und eine solche Verschiedenheit der Glieder in einer ebenso strengen gegenseitigen Abhängigkeit voneinander. Die Vielheit der Zeichen, auf die wir schon hingewiesen haben, um die Kontinuität der Sprache zu erklären, verbietet es aber durchaus, gleichzeitig die Beziehungen in der Zeit und die Beziehungen im System zu untersuchen.

Um deswillen unterschieden wir zweierlei Arten von Sprachwissenschaft. Wie sollen wir diese bezeichnen? Die sich von selbst anbietenden Ausdrücke sind nicht alle im gleichen Maße geeignet, diese Unterscheidung zu bezeich-

nen. So sind „Geschichte“ und „historische Sprachwissenschaft“ nicht brauchbar, denn sie benennen zu verschwommene Vorstellungen; geradeso wie die politische Geschichte die Beschreibungen von Epochen ebenso umfaßt wie die Erzählung von Ereignissen, so könnte man sich einbilden, daß mit Beschreibung aufeinanderfolgender Sprachzustände man die Sprache gemäß der Achse der Zeit untersuche. Dazu müßte man jedoch die Erscheinungen gesondert betrachten, welche die Sprache von einem Zustand in den andern übergehen lassen. Die Ausdrücke *Evolution* und *evolutionäre Sprachwissenschaft* sind genauer, und ich werde sie häufig anwenden; im Gegensatz dazu kann man sprechen von einer *Wissenschaft der Sprachzustände* oder einer *statischen Sprachwissenschaft*.

Um aber diesen Gegensatz und diese Kreuzung der auf den gleichen Gegenstand bezüglichen Erscheinungen von zweierlei Art noch deutlicher hervorzuheben, ziehe ich es vor, von *synchronischer* und *diachronischer Sprachwissenschaft* zu sprechen. *Synchronisch* ist alles, was sich auf die statische Seite unserer Wissenschaft bezieht; *diachronisch* alles, was mit den Entwicklungsvorgängen zusammenhängt. Ebenso sollen *Synchronie* und *Diachronie* einen Sprachzustand bzw. eine Entwicklungsphase bezeichnen.

§ 2. *Die innere Doppelheit und die Geschichte der Sprachwissenschaft*

Als erstes fällt einem beim Studium der Sprachtatsachen auf, daß für den Sprechenden das Sichforterben derselben in der Zeit nicht vorhanden ist: für ihn besteht nur ein Zustand. So muß auch der Sprachforscher, der diesen Zustand verstehen will, die Entstehung ganz beiseite setzen und die Diachronie ignorieren. Er kann in das Bewußtsein der Sprechenden nur eindringen, indem er von der Vergangenheit absieht. Die Hineinmischung der Geschichte kann sein Urteil nur irreführen. Es wäre absurd, das Panorama der Alpen zu zeichnen, indem man es von mehreren Gipfeln des Jura aus gleichzeitig aufnimmt; ein Panorama muß von einem einzigen Punkt aus aufgenommen werden. Ebenso ist es mit der Sprache: man kann sie weder beschreiben noch Normen für ihren Gebrauch geben, ohne sich auf den Standpunkt eines gewissen Zustandes zu stellen. Wenn der Sprachforscher die Entwicklung der Sprache verfolgt, so gleicht er einem in Bewegung befindlichen Beobachter, welcher von dem einen Ende des Jura zum andern geht, um die Veränderungen der Perspektive zu beobachten. [...]

Kapitel V

Syntagmatische und assoziative Beziehungen

§ 1. Definitionen

So beruht denn bei einem Sprachzustand alles auf Beziehungen. Wie funktionieren diese?

Die Beziehungen und die Verschiedenheiten zwischen sprachlichen Gliedern gehen in zwei verschiedenen Sphären vor sich, deren jede eine bestimmte Art von Werten hervorbringt: es wird die Natur dieser beiden Arten besser verständlich machen, wenn wir sie einander gegenüberstellen. Sie entsprechen zwei Arten unserer geistigen Tätigkeit, die für das Leben der Sprache unentbehrlich sind.

Einerseits gehen die Worte infolge ihrer Verkettung beim Ablauf irgendwelcher Aussagen Beziehungen unter sich ein, die auf dem linearen Charakter der Sprache beruhen, der es unmöglich macht, zwei Elemente zu gleicher Zeit auszusprechen (vgl. S. 82 [S.-45]). Sie reihen sich eins nach dem andern in der Kette des Sprechens an, und diese Kombinationen, deren Grundlage die Ausdehnung ist, können Anreihungen der *Syntagmen* genannt werden. Die Anreihung besteht also immer aus zwei oder mehr aufeinanderfolgenden Einheiten (z. B. *ab-reißen; für uns; ein langes Leben; Gott ist gut; wenn das Wetter schön ist, wollen wir ausgehen* usw.). In eine Anreihung hineingestellt, erhält ein Glied seinen Wert nur, weil es dem vorausgehenden oder dem folgenden oder beiden gegenübersteht.

Andererseits assoziieren sich außerhalb des gesprochenen Satzes die Wörter, die irgend etwas unter sich gemein haben, im Gedächtnis, und so bilden sich Gruppen, innerhalb deren sehr verschiedene Beziehungen herrschen. So läßt das Wort *Belehrung* unbewußt vor dem Geist eine Menge anderer Wörter auftauchen (*lehren, belehren* usw., oder auch *Bekehrung, Begleitung, Erschaffung* usw., oder ferner *Unterricht, Ausbildung, Erziehung* usw.). Auf der einen oder andern Seite haben alle diese Wörter irgend etwas unter sich gemein.

Man sieht, daß diese Zusammenordnungen von ganz anderer Art sind als die ersteren; sie sind nicht von der Zeiterstreckung getragen; ihr Sitz ist im Gehirn; sie sind Teile jenes inneren Schatzes, der bei jedem Individuum die Sprache bildet. Wir wollen sie *assoziative Beziehungen* nennen.

Die syntagmatische oder Anreihungsbeziehung besteht *in praesentia*: sie beruht auf zwei oder mehreren in einer bestehenden Reihe neben einander vorhandenen Gliedern. Im Gegensatz dazu verbindet die assoziative Beziehung Glieder *in absentia* in einer möglichen Gedächtnisreihe.

Unter dieser doppelten Betrachtungsweise ist eine sprachliche Einheit vergleichbar mit einem bestimmten Teil eines Gebäudes, z. B. einer Säule; diese steht einerseits in einer gewissen Beziehung mit dem Architrav, den sie trägt. Diese Gruppierung zweier gleichermaßen gegenwärtigen Einheiten im Raum erinnert an die syntagmatische Beziehung; andererseits, wenn eine Säule von dorischer Ordnung ist, dann ruft sie im Geist einen Vergleich mit andern Stilarten (jonisch, korinthisch usw.) hervor, welche im Raume nicht vorhandene Bestandteile sind: die Beziehung ist assoziativ.

Jede dieser beiden Arten von Zuordnung erfordert einige besondere Bemerkungen.

L. Bloomfield

Die Sprache

Kapitel 2

Die Verwendung der Sprache

2.1. Der schwierigste Schritt bei der Erforschung von Sprache ist der erste. Immer wieder hat sich die gelehrte Welt der Erforschung von Sprache zugewandt, ohne diese wirklich zu erfassen. Die Sprachwissenschaft entwickelte sich aus relativ praxisnahen Beschäftigungen wie dem Gebrauch der Schrift, dem Studium der Literatur, insbesondere älterer Aufzeichnungen, oder dem Aufstellen von Regeln für eine elegante Ausdrucksweise, doch kann man beliebig viel Zeit auf solche Dinge verwenden, ohne damit notwendigerweise bei sprachwissenschaftlichen Studien zu landen. Da jeder einzelne Student wahrscheinlich die Versäumnisse der Geschichte wiederholen wird, tun wir gut daran, von diesen Dingen zu sprechen, um sie vom eigentlichen Untersuchungsgegenstand abzugrenzen.

Schrift ist nicht Sprache, sondern nur eine Möglichkeit, Sprache durch sichtbare Zeichen festzuhalten. In einigen Ländern wie China, Ägypten und Mesopotamien wurde Schrift bereits vor Tausenden von Jahren verwendet; die meisten der heute gesprochenen Sprachen sind aber erst relativ spät oder noch überhaupt nicht verschriftet worden. Außerdem blieb vor der Erfindung des Buchdrucks die Kenntnis der Schrift nur sehr wenigen Menschen vorbehalten. Alle Sprachen wurden während ihrer nahezu gesamten Geschichte von Menschen gesprochen, die weder lesen noch schreiben konnten; die Sprachen dieser Völker sind ebenso stabil, regelhaft und reich wie die Sprachen von Nationen, die des Schreibens kundig sind. Eine Sprache bleibt dieselbe, unabhängig davon, mit welchen Schriftsystemen sie aufgezeichnet wird, so wie ein Mensch derselbe bleibt, ungeachtet dessen, womit er fotografiert wird. Die Japaner haben drei Schriftsysteme und sind dabei, ein viertes zu entwickeln.⁶² Als die Türkei im Jahre 1928 das arabische Alphabet durch das lateinische ersetzte, sprach man danach genau so weiter wie zuvor. Um Schrift erforschen zu können, müssen wir einiges über Sprachen wissen,

⁶² Mit dem „vierten System“ meint Bloomfield offenbar die seit dem 19. Jh. immer wieder unternommenen Vorstöße zu einer Romanisierung der japanischen Schrift (japan. *rōmaji*), vgl. COULMAS (1981, S. 57 ff.), HAARMANN (1991, S. 402 ff.).

umgekehrt gilt dies aber nicht. Natürlich beziehen wir unsere Kenntnisse über die gesprochene Sprache vergangener Zeiten größtenteils aus schriftlichen Quellen – und deshalb werden wir auch, in anderem Zusammenhang,⁶³ die Geschichte der Schrift erforschen –, doch empfinden wir dies eher als Nachteil. Wir müssen nämlich bei der Interpretation schriftlicher Symbole als Ausdruck tatsächlich gesprochener Sprache größte Vorsicht walten lassen; oft scheitern wir dabei, und stets sollten wir das gesprochene Wort als Datenquelle bevorzugen.

Literatur, sei es in mündlicher oder, wie dies nun bei uns üblich ist, in schriftlicher Form, besteht in ästhetisch schönen oder in anderer Hinsicht bemerkenswerten sprachlichen Äußerungen.⁶⁴ Der Literaturwissenschaftler studiert die sprachlichen Äußerungen bestimmter Personen (etwa die eines Shakespeare) und beschäftigt sich mit ihrem Inhalt und ihren außergewöhnlichen Formmerkmalen. Das Interesse des Philologen ist dagegen weiter gesteckt, da er sich auch mit der kulturellen Bedeutung und dem kulturellen Hintergrund des Gelesenen befasst. Dagegen erforscht der Sprachwissenschaftler die Sprache eines jeden Menschen; die individuellen Merkmale, in denen sich der Sprachgebrauch eines großen Schriftstellers von der allgemeinen Ausdrucksweise seiner Zeit und seiner Umgebung unterscheidet, interessieren den Sprachwissenschaftler nicht mehr als die individuellen Merkmale im Sprachgebrauch irgendeines anderen Menschen und weit weniger als die allen Sprechern gemeinsamen sprachlichen Eigenschaften.

Die Unterscheidung einer eleganten oder „richtigen“ Ausdrucksweise ist eine Begleiterscheinung bestimmter gesellschaftlicher Gegebenheiten. Der Sprachwissenschaftler hat sie so zu beschreiben wie andere sprachliche Phänomene auch. Der Umstand, dass Sprecher eine sprachliche Form als „gut“ bzw. „richtig“ oder aber als „schlecht“ bzw. „falsch“ einstufen, bildet nur einen Teil der Informationen des Sprachwissenschaftlers zu dieser sprachlichen Form. Es versteht sich von selbst, dass ihn dies nicht berechtigt, Teile seines Datenmaterials zu vernachlässigen oder seine Aufzeichnungen zu verfälschen: Mit Unvoreingenommenheit hat er alle sprachlichen Formen zu studieren. Unter anderem muss er herausfinden, unter welchen Voraussetzungen die Sprecher eine sprachliche Form in der einen oder anderen Weise beurteilen, und für jede einzelne Form, warum gerade sie so beurteilt wird: Warum meinen etwa viele Leute, dass (*ich*) *habs* „schlecht“ sei und (*ich*) *habe*

63 Gemeint ist Kap. 17.

64 Diese Kurzdefinition Bloomfields wird bis heute für ihre Prägnanz bewundert: In einer Rezension spricht etwa Andrew Sihler von „Bloomfields unübertrefflicher Definition“ („Bloomfield's unimprovable definition «*beautiful or otherwise notable utterances*»“, SIHLER 1999, S. 211).

es⁶⁵ „gut“? Dies ist jedoch nur eine der Problemstellungen der Sprachwissenschaft, und da es keine grundlegende ist, kann sie erst dann behandelt werden, wenn bereits viele andere Dinge erkannt sind. Sonderbarerweise unternehmen Personen ohne sprachwissenschaftliche Ausbildung größte Kraftanstrengungen für nutzlose Erörterungen zu diesem Thema, ohne dabei zu einer wissenschaftlichen Erforschung von Sprache, die ihnen allein den Schlüssel dazu geben könnte, vorzudringen. Ein Forscher, der sich mit Literatur, Philologie oder den Problemen einer korrekten Ausdrucksweise befassen möchte, dürfte wohl, sofern er ausdauernd und methodisch genug vorgeht, nach einigen vergeblichen Anstrengungen erkennen, dass er zuerst die Sprache studieren muss und erst danach auf diese Probleme zurückkommen sollte. Wir können uns diese Sackgasse ersparen, wenn wir uns von Anfang an der Betrachtung der Sprache im Alltag widmen. Dabei beginnen wir mit der Beobachtung einer sprachlichen Äußerung unter ganz einfachen Bedingungen.

2.2. Nehmen wir an, Jack und Jill gehen einen Weg entlang. Jill ist hungrig. Auf einem Baum sieht sie einen Apfel. Mit ihrem Kehlkopf, ihrer Zunge und ihren Lippen produziert sie ein Geräusch. Jack schwingt sich über den Zaun, klettert auf den Baum, pflückt den Apfel, bringt ihn her und überreicht ihn Jill. Jill isst den Apfel.⁶⁶

Dieser Ablauf der Ereignisse kann in vielfältiger Weise untersucht werden, aber wir, die wir die Sprache studieren, werden natürlich zwischen dem Sprechakt und den anderen Vorgängen unterscheiden, die wir nicht-sprachliche Vorgänge⁶⁷ nennen wollen. So betrachtet besteht das Geschehen aus drei Abschnitten, und zwar (in zeitlicher Reihenfolge):

65 Originalbeispiel: *ain't* : *am not*.

66 Robert A. Hall Jr. (HALL 1990, S. 6) erzählt folgende Anekdote aus der Jugend Bloomfields: Einmal sah er seinen Bruder Grover einen wunderschönen Apfel essen. Als er ihn um ein Stück bat, antwortete dieser: „Weil du mich gefragt hast, nein!“ Hall bringt nun diese kindliche Episode mit der Geschichte von Jill und Jack in Verbindung, aber dies ist eine reine Vermutung. Es wäre auch möglich, dass der Agnostiker Bloomfield hier auf die jüdisch-christliche Überlieferung von Adam und Eva und dem Apfel anspielt, was bei seiner Art von hintergründigem Humor durchaus vorstellbar ist; aber auch dies kann man letztlich nicht beweisen.

67 Im Original spricht Bloomfield hier und im Weiteren von *practical events*. Das Adjektiv *practical* bezeichnet für ihn letztlich alles Nicht-Sprachliche oder Außer-Sprachliche in der Welt, im Gegensatz zum sprachlichen Verhalten bzw. zu sprachlichen Phänomenen (*linguistic events* bzw. *linguistic phenomena*) im Allgemeinen. Dieses Sprachliche – und nur es allein – kann nach Bloomfields wiederholt geäußelter Meinung Gegenstand einer Wissenschaft von der Sprache sein. Zu weiteren, nicht immer eben leicht wiederzugebenden Bedeutungsnuancen von *practical* siehe auch Kommentar 244 bzw. 593.

- A. nichtsprachliche Vorgänge, die dem Sprechakt vorangehen.
- B. der Sprechakt.
- C. nichtsprachliche Vorgänge, die dem Sprechakt folgen.

Wir untersuchen zunächst die nichtsprachlichen Vorgänge A und C. Die Vorgänge A betreffen hauptsächlich die Sprecherin, Jill. Sie war hungrig; das heißt, einige ihrer Muskeln haben sich kontrahiert, Körperflüssigkeiten wurden abgesondert, vor allem in ihrem Magen. Vielleicht war sie auch durstig: Ihre Zunge und Kehle waren trocken. Die vom roten Apfel reflektierten Lichtwellen trafen auf ihre Augen. Sie sah Jack an ihrer Seite. Nun sollten ihre bisherigen Beziehungen zu Jack ins Bild kommen; wir wollen annehmen, dass sie in einem normalen Verhältnis wie zwischen Bruder und Schwester oder zwischen Ehemann und Ehefrau bestanden. Alle diese Ereignisse, die Jills sprachlichen Äußerungen vorangehen und die sie betreffen, nennen wir den Stimulus des Sprechers.

Wir wenden uns nun C zu, den nichtsprachlichen Vorgängen nach Jills sprachlicher Äußerung. Diese betreffen in erster Linie den Hörer, Jack, und bestehen darin, dass er den Apfel gepflückt und Jill gegeben hat. Die nichtsprachlichen Vorgänge, die der Sprachäußerung folgen und in die der Hörer involviert ist, nennen wir die Reaktion des Hörers. Die Ereignisse nach der sprachlichen Äußerung betreffen aber auch Jill, und dies sogar in größtem Ausmaß: Sie bekommt den Apfel überreicht und isst ihn.

Es wird sofort klar, dass unsere ganze Geschichte von einigen indirekten Voraussetzungen von A und C abhängt. Nicht jede Jill und nicht jeder Jack würden sich so verhalten. Wenn Jill schüchtern wäre oder mit Jack schlechte Erfahrungen gemacht hätte, könnte sie hungrig sein und dennoch nichts sagen, selbst wenn sie den Apfel sähe; wenn Jack ihr übel gesinnt wäre, würde er ihr den Apfel nicht bringen, selbst wenn sie ihn darum bäte. Die Äußerung eines Sprechaktes (und, wie wir noch sehen werden, seine Formulierung) sowie der ganze Verlauf der nichtsprachlichen Vorgänge davor und danach hängen von der gesamten Lebensgeschichte des Sprechers und jener des Hörers ab. Im vorliegenden Fall werden wir annehmen, dass alle diese vorbereitenden Faktoren dergestalt waren, dass sie die Geschichte in der geschilderten Weise bewirkt haben. Unter diesen Voraussetzungen wollen wir wissen, welche Rolle die Sprachäußerung (B) in dieser Geschichte spielte. Wenn Jill allein gewesen wäre, hätte sie ebenso hungrig und durstig sein und denselben Apfel sehen können. Wenn sie genügend Kraft und Geschicklichkeit gehabt hätte, über den Zaun und auf den Baum zu klettern, hätte sie den Apfel pflücken und essen können; wenn nicht, hätte sie hungrig bleiben müssen. Auf sich allein gestellt, ist Jill in genau derselben Lage wie ein Tier ohne

Sprache. Wenn das Tier hungrig ist und Futter sieht oder riecht, wird es sich darauf zubewegen; ob das Tier dabei Erfolg hat, das Futter zu bekommen, hängt von seiner Kraft und Geschicklichkeit ab. Der Zustand des Hungers und das Sehen oder Riechen von Nahrung sind der Stimulus (symbolisiert durch S), und die Bewegungen darauf zu sind die Reaktion (symbolisiert durch R). Die einsame Jill und das sprechunfähige Tier verhalten sich nur auf eine einzige Weise, nämlich

$$S \rightarrow R$$

Wenn das funktioniert, bekommen sie die Nahrung, wenn nicht – falls sie nicht kräftig oder geschickt genug sind, um sie durch die Aktionen R zu bekommen – müssen sie hungrig bleiben.

Natürlich ist es für Jills Wohlbefinden notwendig, dass sie den Apfel bekommt. In den meisten Fällen geht es dabei nicht um Leben oder Tod, manchmal aber schon; auf lange Sicht aber hat diejenige Jill oder dasjenige Lebewesen, das den Apfel bekommt, die besseren Chancen, zu überleben und die Erde zu bevölkern. Deshalb ist jede Unterstützung, die Jills Chancen auf den Apfel erhöht, enorm wertvoll für sie. Die sprechende Jill verhalf sich selbst zu einer solchen Unterstützung. Sie hatte zunächst dieselben Chancen, den Apfel zu bekommen, wie die auf sich allein gestellte Jill oder das sprachlose Tier. Zusätzlich hat die sprechende Jill aber eine weitere Möglichkeit, die die anderen nicht haben. Anstatt sich mit dem Zaun und dem Baum abzumühen, führte sie nur ein paar kleine Bewegungen in ihrem Kehlkopf und Mund aus, die ein kleines Geräusch hervorriefen. Plötzlich führte Jack die Reaktion für sie aus; er übernahm Handlungen, die über Jills Kräften lagen, und am Ende erhielt Jill den Apfel. Die Sprache macht es möglich, dass eine Person eine Reaktion (R) ausführt, wenn eine andere Person den Stimulus (S) hat.

Im Idealfall verfügt in einer Gruppe, deren Angehörige miteinander sprechen, jede Einzelperson über dieselbe Kraft und Geschicklichkeit. Je mehr sich diese Personen aber in verschiedenen Fertigkeiten unterscheiden, desto größere Machtbereiche beherrscht jeder einzelne Gruppenangehörige. Nur ein Einziger muss ein guter Kletterer sein, dann kann er Früchte für alle Anderen auftreiben; nur Einer muss ein guter Fischer sein, um die Anderen mit Fisch zu versorgen. Arbeitsteilung und im Zusammenhang damit die gesamte Arbeitsleistung der menschlichen Gesellschaft hängen von der Sprache ab.

2.3. Wir müssen noch B untersuchen, den Sprechakt unserer Geschichte. Dies ist natürlich jener Teil der Geschichte, mit dem wir uns als Sprachwissenschaftler hauptsächlich zu befassen haben. Bei unserer gesamten Arbeit un-

tersuchen wir B; A und C betreffen uns nur durch ihre Verbindung mit B. Dank der Physiologie und Physik wissen wir genug über den Sprechakt, um zu erkennen, dass er aus drei Teilen besteht.

(B1) Die Sprecherin, Jill, bewegte ihre Stimmbänder (zwei kleine Muskeln im Adamsapfel⁶⁸), ihren Unterkiefer, ihre Zunge und so weiter auf eine solche Weise, dass die Luft die Form von Schallwellen annahm. Diese Bewegungen des Sprechers sind eine Reaktion auf den Stimulus (S). Anstatt die nichtsprachliche (oder tatsächliche) Reaktion durchzuführen – nämlich wirklich mit dem Pflücken des Apfels zu beginnen – vollzog Jill diese Lautgebärde, einen Sprechakt (oder eine Ersatzhandlung), welchen wir mit dem Kleinbuchstaben *r* symbolisieren. Insgesamt hat Jill als sprechender Mensch somit nicht eine, sondern zwei Möglichkeiten, auf einen Stimulus zu reagieren:

$$\begin{array}{ll} S \rightarrow R & \text{(tatsächliche Reaktion)} \\ S \rightarrow r & \text{(sprachliche Ersatzreaktion)} \end{array}$$

Im vorliegenden Fall führte sie die zweite aus.

(B2) Die Schallwellen der Luft in Jills Mundhöhle versetzen die sie umgebende Luft in dieselbe Schwingung.

(B3) Diese Schallwellen in der Luft treffen auf Jacks Trommelfell und versetzen es in Schwingungen, die sich auf Jacks Nervenbahnen übertragen: Jack hörte die Äußerung. Das Hören wirkte auf Jack als Stimulus: Wir sahen, wie er losrannte, den Apfel pflückte und ihn Jill gab, genau so, als ob Jills Hunger-und-Apfel-Stimulus auf ihn selbst gewirkt hätte. Ein Beobachter von einem anderen Planeten, der nichts über so etwas wie Sprache wüsste, würde schließen, dass es irgendwo in Jacks Körper ein Sinnesorgan geben müsse, das ihm mitteilt „Jill ist hungrig und sieht dort oben einen Apfel“. Kurz und gut, Jack reagiert als sprachfähiger Mensch auf zwei Arten von Stimuli: Nichtsprachliche Stimuli vom Typus S (so wie Hunger und der Anblick von Nahrung) und sprachliche (oder Ersatz-) Stimuli, bestimmte Schwingungen seines Trommelfells, die wir mit dem Kleinbuchstaben *s* symbolisieren. Wenn wir sehen, dass Jack irgendetwas tut (z.B. einen Apfel pflückt), kann diese seine Handlung nicht nur wie bei Tieren Folge eines nichtsprach-

68 Gemeint ist der Kehlkopf: Als geschlechtsspezifisches Merkmal tritt der Schildknorpel, wie die volkstümliche Bezeichnung „Adamsapfel“ zeigt, eher nur bei Männern sichtbar in den Vordergrund; daher erscheint diese Formulierung im Fall von Jill als nicht ganz passend (vgl. auch S. 65).

lichen Stimulus (wie des Hungergefühls in seinem Magen oder des Anblicks eines Apfels), sondern genauso gut die Folge eines sprachlichen Stimulus sein. Seine Reaktionen, R, können nicht nur durch einen, sondern durch zwei Arten von Reizen hervorgerufen werden:

| | |
|-------------------------------|-------------------|
| (nichtsprachlicher Stimulus) | $S \rightarrow R$ |
| (sprachlicher Ersatzstimulus) | $s \rightarrow R$ |

Offensichtlich unterliegt die Beziehung zwischen Jills sprachlichen Bewegungen (B1) und dem von Jack Gehörten (B3) sehr geringer Unsicherheit oder Variationsbreite, denn sie ist nur eine Frage von Schallwellen, die sich in der Luft fortpflanzen (B2). Wenn wir diese Beziehung durch eine Punktlinie darstellen, können wir die beiden menschlichen Arten, auf einen Stimulus zu reagieren, durch folgende Diagramme symbolisieren:

| | |
|----------------------------|--|
| sprachunabhängige Reaktion | $S \rightarrow R$ |
| sprachvermittelte Reaktion | $S \rightarrow r \dots\dots s \rightarrow R$ |

Der Unterschied zwischen den beiden Arten liegt auf der Hand. Die sprachunabhängige Reaktion tritt wie der Stimulus bei immer derselben Person auf; die Person, die den Stimulus empfängt, ist die einzige, die auch darauf reagieren kann. Diese Reaktion ist demnach darauf beschränkt, was der Empfänger als Handlungsradius zur Verfügung hat. Im Gegensatz dazu kann die durch die Sprache vermittelte Reaktion bei einer Person auftreten, die den nichtsprachlichen Stimulus nicht selbst empfangen hat; die Person, die einen Stimulus erhalten hat, kann eine andere Person zur Reaktion darauf bringen, und diese andere kann zu Dingen fähig sein, die dem Sprecher nicht möglich sind. Die Pfeile in unseren Diagrammen verdeutlichen die Folge von Vorgängen im Inneren einer Person – eine Folge von Vorgängen, die bestimmten Eigenschaften des Nervensystems zuzuschreiben ist. Deshalb kann die sprachunabhängige Reaktion nur im Körper jenes Lebewesens erfolgen, das den Stimulus erhalten hat. In der durch die Sprache vermittelten Reaktion aber existiert die Verbindung, dargestellt durch die punktierte Linie, die aus den Schallwellen in der Luft besteht: Die sprachvermittelte Reaktion kann bei jeder Person eintreten, die das Gesprochene hört; die Reaktionsmöglichkeiten vermehren sich enorm, da verschiedene Hörer zu einer Vielzahl von verschiedenen Handlungen fähig sein können. Der Abstand zwischen dem Körper des Sprechers und jenem des Hörers – die Unterschiedlichkeit der beiden Nervensysteme – wird durch die Schallwellen überbrückt.

Auf biologischer Ebene sind die bedeutsamen Faktoren sowohl beim sprachunabhängigen als auch beim sprachvermittelten Vorgang dieselben, nämlich S (der Hunger und der Anblick der Nahrung) und R (Maßnah-

men, die zum Erreichen der Nahrung führen oder nicht). Diese stellen die nichtsprachliche Seite der Angelegenheit dar. Der Einsatz der Sprache, s.....r, ist nur ein Mittel, durch das S und R in verschiedenen Individuen auftreten können. Der gewöhnliche Mensch ist nur mit S und R befasst; auch wenn er die Sprache verwendet und durch sie Erfolg hat, beachtet er sie nicht weiter. Indem man das Wort *Apfel* ausspricht oder aussprechen hört, wird niemandes Hunger gestillt. Es ist, zusammen mit dem Rest der sprachlichen Äußerung, nur ein Weg, einen Mitmenschen zur Hilfe zu bewegen. Als Sprachforscher aber beschäftigen wir uns bis ins Detail mit den sprachlichen Ereignissen (s.....r), die für sich selbst betrachtet wertlos, andererseits aber Mittel für großartige Zwecke sind. Wir unterscheiden zwischen Sprache, unserem Untersuchungsgegenstand, und realen oder nichtsprachlichen Ereignissen, Stimuli und Reaktionen. Wenn sich irgendetwas augenscheinlich Unbedeutendes als eng verbunden mit wichtigeren Dingen erweist, denken wir, dass es letztlich eine „Bedeutung“ hat, es „bedeutet“ nämlich genau diese wichtigeren Dinge. Genauso sagen wir, dass eine an sich unbedeutende sprachliche Äußerung wichtig ist, weil sie eine Bedeutung hat: Die Bedeutung besteht aus eben jenen wichtigen Dingen, mit denen die Sprachäußerung verbunden ist, nämlich den nichtsprachlichen Vorgängen (A und C).

2.4. Bis zu einem gewissen Grad antworten auch manche Tiere auf die Stimuli der anderen. Offenbar muss die unglaubliche Koordination in einem Ameisenvolk oder einem Bienenschwarm mit irgendeiner Form von Interaktion zusammenhängen.⁶⁹ Als ein Mittel dazu sind Laute weit verbreitet: Grillen etwa rufen andere Grillen durch Stridulation, indem sie mit einem lauten Geräusch ein Bein an ihren Körper reiben. Einige Tierarten erzeugen wie der Mensch Laute mit ihren Stimmbändern. Vögel erzeugen Schallwellen mittels ihrer *Syrinx*, einem stimmbandähnlichen Organ am oberen Ende ihrer Lunge.⁷⁰ Die höheren Säugetiere verfügen über einen Kehlkopf (*Larynx*), ein Knorpelgerüst (beim Menschen *Adamsapfel* genannt) am oberen Ende der Luftröhre. Im Inneren des Kehlkopfes verlaufen seitlich rechts und links zwei flache Muskelstränge; sind diese Muskeln, die so genannten Stimmbänder, straff gespannt, werden sie durch die ausströmende Luft in regelmäßige Schwingungen versetzt, die Schall erzeugen. Diesen Schall nennen wir Stimme.

69 Zu Bloomfields Zeiten hatte die Erforschung der tanzähnlichen Zeichensprache, mit der die Bienen sich über Nahrungsquellen u. dgl. verständigen, gerade erst begonnen (vgl. FRISCH 1927).

70 Bei allen Vögeln mit Ausnahme der Störche, Strauße und Neuweltgeier an der Gabelung der Luftröhre in die beiden Hauptbronchien.

Die menschliche Sprache unterscheidet sich durch ihr großes Differenzierungsvermögen von signalähnlichen Verhaltensweisen der Tiere (sogar jener Tiere, die ihre Stimme einsetzen). Hunde z.B. geben nur zwei oder drei Arten von Lauten von sich – etwa Bellen, Knurren und Winseln: Ein Hund kann einen anderen Hund allein durch den Einsatz dieser wenigen unterschiedlichen Signale zum Agieren bringen.⁷¹ Papageien können zwar vielfältige Arten von Lauten hervorbringen, aber sie können offenbar auf verschiedene Laute nicht unterschiedlich antworten. Der Mensch produziert verschiedene Typen von Lauten und macht sich die Variation zu Nutze: Auf verschiedene Arten von Stimuli hin produziert er bestimmte Laute, und wenn seine Mitmenschen diese Laute hören, geben sie die passenden Antworten. Kurzum, in der menschlichen Sprache haben verschiedene Laute verschiedene Bedeutungen. Die Erforschung der Zuordnung bestimmter Laute zu bestimmten Bedeutungen macht letztlich die Erforschung der Sprache aus.

Diese Zuordnung ermöglicht es dem Menschen, mit seiner Umwelt mit großer Präzision zu interagieren. Wenn wir z.B. jemandem die Adresse eines Hauses, das er noch nie gesehen hat, mitteilen, machen wir etwas, was kein Tier tun kann.⁷² Es hat damit nicht nur jeder Einzelne die Fähigkeiten vieler anderer zur Verfügung, sondern die Zusammenarbeit funktioniert auch sehr präzise. Das Ausmaß und die Genauigkeit dieser Zusammenarbeit ist das Maß des Erfolges unseres sozialen Gefüges. Der Ausdruck Gesellschaft oder soziales Gefüge ist keine Metapher. Eine soziale Gruppe von Menschen ist tatsächlich eine Einheit von höherer Ordnung als ein einzelnes Wesen, genauso wie ein mehrzelliges Lebewesen von höherer Ordnung ist als eine einzelne Zelle. In vielzelligen Organismen kooperieren die einzelnen Zellen mit Hilfe von Einrichtungen wie dem Nervensystem; die Individuen in einer menschlichen Gesellschaft kooperieren mit Hilfe von Schallwellen.

Die vielfältigen Möglichkeiten, wie wir durch Sprache profitieren können, sind so offensichtlich, dass wir nur ein paar erwähnen müssen. Wir können etwa Nachrichten weiterleiten. Wenn einige Bauern oder Händler sagen: „Wir wollen eine Brücke über diesen Fluss haben“, könnte diese Neuigkeit durch eine Gemeinderatssitzung, eine Bundesversammlung, die Straßenmeisterei, ein Ingenieurbüro und eine Notariatskanzlei gehen, viele Reden und Sprachübertragungen durchlaufen, bis schließlich, als Reaktion auf den ursprünglichen Stimulus der Bauern, eine Arbeitstruppe die realen nichtsprach-

71 Zu Bloomfields Zeiten waren die beachtlichen Kommunikationssysteme mancher Primatenarten, wie z.B. der Grünen Meerkatzen (*Cercopithecus aethiops*), noch unerforscht (vgl. CHENEY – SEYFARTH 1994; DAWKINS 1996; TEMBROCK 1996).

72 Die Fähigkeiten der Bienen gehen allerdings weit über diese Aufgabenstellung hinaus (vgl. Kommentar 69 und FRISCH 1965).

lichen Arbeitsgänge für die Errichtung einer Brücke ausführt. In enger Verbindung mit dem Vermittlungseffekt von Sprache steht ihre Abstraktion. Die sprachlichen Überbrückungen zwischen dem nichtsprachlichen Stimulus und der nichtsprachlichen Reaktion haben keine unmittelbare faktische Auswirkung. Deshalb können sie in jede Erscheinungsform gebracht werden, vorausgesetzt, man wandelt sie vor der letzten nichtsprachlichen Reaktion wieder richtig um. Der Ingenieur, der die Brücke plant, muss die Balken oder Träger nicht selbst anfassen; er arbeitet nur mit sprachlichen Formen (wie den Zahlen in den Berechnungen); wenn er einen Fehler macht, zerstört er keine Materialien, er muss nur die falsch gewählten sprachlichen Formen (etwa eine falsche Zahl) durch eine genauere ersetzen, bevor er das reale Gebäude zu errichten beginnt. Darin liegt auch die Bedeutung von Selbstgesprächen oder von Nachdenken. Als Kind sprechen wir oft laut zu uns selbst, lernen aber durch das korrigierende Eingreifen unserer Eltern bald, diese Lautäußerungen zu unterdrücken und durch lautlose zu ersetzen: Wir „denken in Worten“. Die Zielgerichtetheit des Denkens kann am Vorgang des Zählens veranschaulicht werden. Unsere Fähigkeit, Zahlen ohne den Gebrauch von Sprache einzuschätzen, ist äußerst beschränkt, wie jedermann bei einem flüchtigen Blick auf eine Reihe von Büchern in einem Regal sehen kann. Festzustellen, dass zwei Mengen von Dingen zahlenmäßig gleich sind, bedeutet, dass kein Gegenstand ohne Entsprechung bleibt, wenn wir einen Gegenstand aus der ersten Menge nehmen und ihn neben einen Gegenstand der zweiten Menge stellen und damit fortfahren, ohne je mehr als einen Gegenstand auf einmal zu nehmen. Nun können wir aber nicht immer so vorgehen. Die Gegenstände können zu schwer sein, um bewegt zu werden, oder sie können in verschiedenen Teilen der Welt oder zu unterschiedlichen Zeiten (wie eine Schafherde vor und nach einem Unwetter) existieren. Hier kommt die Sprache ins Spiel. Die Zahlwörter *eins*, *zwei*, *drei*, *vier* usw. sind schlicht und einfach eine Reihe von Wörtern, die wir in einer bestimmten Reihenfolge aufzusagen gelernt haben, als Ersatz für den oben beschriebenen Vorgang. Wenn wir sie verwenden, können wir jede Gruppe von Gegenständen „zählen“, indem wir sie in eine 1:1-Relation (wie die Mathematiker dies nennen würden) mit den Zahlwörtern setzen und *eins* zu einem der Gegenstände, *zwei* zu einem anderen, *drei* zum nächsten und so weiter sagen, stets darauf bedacht, dass wir immer nur ein Objekt nehmen, bis alle Gegenstände der Gruppe aufgebraucht sind. Nehmen wir einmal an, dass, wenn wir *neunzehn* sagen, keine Gegenstände mehr übrig sind. Darauf aufbauend können wir jederzeit und an jedem Ort entscheiden, ob eine andere Menge von Gegenständen zahlgleich mit der ersten ist, einfach indem wir den Zählvorgang mit der neuen Menge wiederholen. Die Mathematik als der ideale Einsatz

von Sprache besteht nur aus Weiterentwicklungen dieses Verfahrens.⁷³ Die Verwendung von Zahlen ist der einfachste und klarste Beleg für die Nützlichkeit von Selbstgesprächen, aber es gibt noch sehr viele andere. Wir denken nach, bevor wir handeln.

2.5. Die speziellen Sprachlaute, die Menschen auf bestimmte Stimuli hin äußern, unterscheiden sich von einer menschlichen Gruppe zur anderen; die Menschheit spricht in vielen verschiedenen Sprachen. Eine Personengruppe, die dasselbe System sprachlicher Zeichen verwendet, ist eine Sprachgemeinschaft. Offensichtlich besteht der Wert der Sprachen darin, dass sie die Menschen auf dieselbe Weise verwenden. Jedes Mitglied einer sozialen Gruppe muss bei passender Gelegenheit die passenden Sprachlaute von sich geben, und wenn es jemand anderen die Sprachlaute äußern hört, muss es die passende Antwort geben. Es muss verständlich sprechen und verstehen, was die anderen sagen. Dies gilt bis hin zu Gesellschaften auf niedrigstem Ziviliationsstand; wo immer man Menschen findet, sprechen sie.

Jedes Kind, das in eine Gruppe hineingeboren wird, übernimmt in den ersten Lebensjahren deren Sprachverhalten und deren Reaktionen auf sprachliches Verhalten. Dies stellt zweifellos die größte intellektuelle Leistung überhaupt dar, die jedem von uns abverlangt wird. Wie Kinder sprechen lernen, ist nicht genau bekannt; der Prozess des Spracherwerbs scheint aber etwa so abzulaufen:

(1) Auf verschiedene Reize hin äußert und wiederholt das Kind stimmliche Laute. Dies scheint eine angeborene Verhaltensweise zu sein. Angenommen, es produziert einen Laut, den wir als *ba*⁷⁴ wiedergeben wollen, obwohl sich Artikulation und die daraus resultierende Akustik natürlich von jeglichem Vergleichbaren der üblichen deutschen Sprechweise unterscheiden. Die Schallwellen treffen auf das Trommelfell des Kindes, während es die artikulatorischen Bewegungen wiederholt. Dies führt zur Herausbildung einer Verhaltensgewohnheit: Immer wenn ein ähnlicher Klang auf sein Ohr trifft, wird es wahrscheinlich dieselben Mundbewegungen vollziehen, um den Klang *ba* zu wiederholen. Dieses Plappern trainiert das Kind im Reproduzieren stimmlicher Laute, die ihm zu Ohren kommen.

73 Zur zeitgenössischen Diskussion des Zahlbegriffs in der Mathematik vgl. WAISMANN (1936/1996); weiterführendes zu den Zusammenhängen zwischen Zählen und Sprache bei FRAH (1991).

74 Originalbeispiel: *da*.

(2) Irgendjemand, etwa die Mutter, äußert in Gegenwart des Kindes Laute, die einer vom Kind geplapperten Silbe ähneln. Sie sagt etwa *Ball*.⁷⁵ Wenn diese Laute auf das Ohr des Kindes treffen, kommt dessen Verhaltensgewohnheit (1) ins Spiel, und es sagt die ähnlichste der gestammelten Silben, *ba*. Wir sprechen vom Beginn des „Imitierens“. Erwachsene scheinen dies überall beobachtet zu haben, da offenbar jede Sprache bestimmte Ammenwörter enthält, die dem Plappern eines Kindes lautlich nahe kommen – Wörter wie *Mama, Papa*.⁷⁶ Zweifellos erfreuen sie sich deshalb großer Beliebtheit, weil sie das Kind leicht zu wiederholen lernt.

(3) Die Mutter verwendet natürlich das Wort, wenn der dazu passende Stimulus vorhanden ist. Sie sagt *Ball*, wenn sie ihrem Baby wirklich einen Ball zeigt oder gibt. Der Anblick und das Berühren des Balls und das Hören oder Aussprechen des Wortes *Ball* (das heißt *ba*) treten wiederholt gekoppelt auf, bis das Kind eine neue Verhaltensgewohnheit erworben hat: Der Anblick und das Anfassen des Balls genügen, es *ba* sagen zu lassen. Es beherrscht nun den Gebrauch eines Wortes. Für die Erwachsenen mag es zwar wie keines ihrer Wörter klingen, aber das liegt nur an seiner Unvollkommenheit. Es ist nicht wahrscheinlich, dass Kinder jemals ein Wort erfinden.

(4) Die Angewohnheit, beim Anblick eines Balls *ba* zu sagen, lässt weitere Verhaltensgewohnheiten entstehen. Angenommen, das Kind bekommt Tag für Tag unmittelbar nach dem Baden seinen Ball (und sagt dabei *ba, ba, ba*). Es hat nun die Angewohnheit, nach seinem Bad *ba, ba* zu sagen; das bedeutet, dass es, falls eines Tages die Mutter vergessen sollte, ihm den Ball zu geben, trotzdem nach dem Bad *ba, ba* schreien wird. „Es will seinen Ball haben“, sagt die Mutter, und sie hat Recht, da für einen Erwachsenen nach Sachen „verlangen“ oder sie zu „wollen“ zweifellos nur eine kompliziertere Variante derselben Situation ist. Das Kind hat also mit abstrakter oder übertragener Sprache Bekanntschaft gemacht: Es benennt ein Ding, selbst wenn dieses nicht präsent ist.

(5) Die Sprache des Kindes wird durch ihre Resultate vervollkommenet. Wenn es *ba, ba* gut genug ausspricht, werden seine Eltern es verstehen; das heißt, sie geben ihm seinen Ball. Sobald das geschieht, fungieren der Anblick und das

⁷⁵ Originalbeispiel: *doll*.

⁷⁶ Originalbeispiele: *mama, dada*. Die offenkundige Universalität gewisser kindersprachlicher Lautäußerungsformen wurde später in einem allgemein sprachtheoretischen Rahmen von Roman Jakobson thematisiert, vgl. vor allem JAKOBSON (1942/1969; 1960/1979) [in diesem Band].

Berühren des Balls als zusätzlicher Stimulus, und das Kind wiederholt seine erfolgreiche Version des Wortes und übt sie ein. Wenn es *ba, ba* andererseits undeutlich wiederholt – das heißt, mit einer größeren Abweichung von der üblichen Form *Ball* der Erwachsenen –, sind seine Eltern nicht geneigt, ihm den Ball zu geben. Anstatt den zusätzlichen Stimulus zu bekommen, den Ball sehen und angreifen zu können, ist das Kind nun anderen ablenkenden Stimuli ausgesetzt oder gerät in der ungewohnten Situation, nach seinem Bad den Ball nicht zu bekommen, vielleicht sogar in Wut, die seine jüngsten Eindrücke durcheinander bringt. Kurzum, seine besseren sprachlichen Versuche werden durch Wiederholungen bestärkt, und seine Fehlversuche werden in der Verwirrung ausgelöscht.⁷⁷ Dieser Vorgang hört nie auf. In einem späteren Stadium, wenn es *Papa bringte es*⁷⁸ sagt, erhält es nur eine enttäuschende Antwort wie *Nein! Du musst ‚Papa brachte es‘ sagen*; aber wenn es *Papa brachte es* sagt, wird es diese Form wahrscheinlich nochmals zu hören bekommen: *Ja, Papa brachte es* und auch eine erwünschte nichtsprachliche Reaktion erhalten.

Zugleich und durch denselben Vorgang lernt das Kind auch, in der Rolle eines Hörers zu agieren. Während es den Ball in die Hand nimmt, hört es sich selbst *ba, ba* und seine Mutter *Ball* sagen. Nach einiger Zeit reicht das Hören dieses Klanges aus, es den Ball angreifen zu lassen. Die Mutter wird sagen *Winke Papa mit dem Händchen*, wenn es das Kind entweder von selbst tut oder wenn sie seinen Arm hochhält und damit an seiner Stelle winkt. Das Kind gewöhnt sich so an, auf konventionelle Weise zu reagieren, wenn es sprachliche Äußerungen hört.

Dieses doppelseitige Wesen sprachlicher Gewohnheiten wird mehr und mehr vereinheitlicht, da die beiden Phasen immer zusammen vorkommen. In jedem einzelnen Fall, in dem das Kind die Verbindung $S \rightarrow r$ erlernt (z.B. *Ball* zu sagen, wenn es seinen Ball sieht), erlernt es auch die Verbindung $s \rightarrow R$ (z.B. nach seinem Ball zu greifen und mit ihm zu spielen, wenn es das Wort *Ball* hört). Nachdem es eine Reihe solcher Verbindungen erlernt hat, entwickelt es eine Verhaltensgewohnheit, durch die ein Glied immer auch das andere einschließt: Sobald es ein neues Wort zu sprechen gelernt hat, kann es auch darauf reagieren, wenn es von anderen ausgesprochen wird, und sobald es umgekehrt lernt, wie man auf ein neues Wort reagiert, ist es üblicherweise auch in der Lage, es bei passender Gelegenheit zu sagen. Die zweite Übertragung scheint die schwierigere von beiden zu sein; wir stellen fest, dass ein

77 Hier wird die mechanistische Sprachauffassung besonders deutlich, die den Menschen hauptsächlich als programmierbare „Maschine“ versteht.

78 Originalbeispiel: *Daddy bringed it.*